
Das Deutsche Mädel
Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.
JAHRGANG 1935
JULIHEFT
PREIS 20 PFENNIG

Der Inhalt

HAUPTSCHRIFTLEITER: HILDE MUNSKE, REICHSJUGENDFÜHRUNG, BERLIN NW 40, KRONPRINZEN-UFER 10
VERLAG, ANZEIGEN- UND VERTRIEBSABTEILUNG: HANNOVER, GEORGSTRASSE 33

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

Freizeitlager zwingen zur Gemeinschaft

Ueberall im Reiche stehen in diesem Sommer unsere Lager, überall sind Mädel aus allen Berufen, aus Stadt und Land unter unserer Fahne vereint, um für Tage den Werktag mit all seiner Hast und all seiner Unruhe hinter sich zu lassen.

Freizeitlager heißt Ruhe, heißt Ausspannen und ist dennoch ein Im-Dienst-Stehen; denn die Gemeinschaft fordert, die Gemeinschaft formt. Die Schranken von Elternhaus, Beruf und Konfession werden hier endgültig niedergerissen. Hier nimmt keine eine Ausnahmestellung ein, hier hat sich eine jede den Formen und Forderungen des Lagers zu fügen.

Gestern noch Jungarbeiterin, Schülerin, Stenotypistin, Hausgehilfin, — heute sind sie alle einfach Mädel, Kameradinnen. Nur wer selbst einmal in einem solchen Lager gestanden hat, weiß, was das besagt. Viele, die sich bislang noch abseits hielten, lernen zum erstenmal Leben und Formen einer nationalsozialistischen Gemeinschaft kennen, werden vertraut mit ihr und wollen und werden sich auch später, wenn sie erst wieder im Alltag ihrer Arbeit stehen, nicht wieder aus ihr lösen.

Darüber hinaus aber erleben sie deutsches Land und deutsches Volkstum. Sie sehen den Bauer bei der Arbeit, spüren, was Erde heißt. Sie singen und spielen auf Dorfabenden, sie durchwandern das Land, sind draußen in Feld und Wald. Mit vielem, was stark und echt, was klar und voller Ursprünglichkeit ist, kommen sie in Berührung. All das, was im Treiben der Großstadt an Seichtem und Inhaltlosem an sie herangebracht wurde, was ablenken und betäuben sollte, erscheint hier schal und nichtig, ja häßlich und abstoßend.

Wenn in ihnen noch etwas Starkes und Gesundes wach ist, so werden sie sich nicht wieder freimachen können von diesen Eindrücken. Sie werden die Notwendigkeit, den Wert und Sinn der nationalsozialistischen Mädelorganisation erkennen und bejahen.

Ganz bewußt sind somit unsere Freizeitlager nicht nur für die Mädel unseres Bundes geschaffen worden, sondern für alle berufstätigen Mädel überhaupt. Neben der schulenden und formenden Wirkung, die auf der durch das Gemeinschaftsleben bedingten Selbsterziehung beruht, tragen diese Freizeitlager aber sehr wesentlich zur Gesundung und Ertüchtigung der heranwachsenden Generation bei.

Aus diesem Grunde hat die Hitler-Jugend mit ganz besonderem Nachdruck ihre Freizeitwerbung durchgeführt. Wir wissen, daß eine gesunde Jugend gebraucht wird, wenn ein gesundes Volk werden soll. Daher muß alles getan werden, um diese Jugend an Leib und Seele stark zu machen und stark zu erhalten, und das um so mehr, weil der größte Teil bereits in jungen Jahren im Beruf steht und dort Tag für Tag, oft bei schwerer körperlicher Arbeit seine Pflicht erfüllt.

Neben dem Jungen steht das Mädel, genau so eingespannt, genau so gefordert, genau so selbstverständlich. Bei aller Ausdauer, die das berufstätige Mädel bei seiner Arbeit beweist, hat es sich herausgestellt, daß es in stärkerem Maße erholungsbedürftig ist als der gleichaltrige Junge. Es braucht nicht nur eine Zeit, in der es neue körperliche Kräfte sammeln kann, sondern es braucht die Möglichkeit einer seelischen Ausspannung. Durch die oft einförmige, an Geduld und Nervenkraft große Ansprüche stellende Berufsarbeit im Fabriksaal, im Kontor und oft auch im Haushalt läuft es Gefahr, seelisch zu verkümmern, stumpf und gleichgültig zu werden. So aber wird es dann auch zu seiner Arbeit stehen.

Wir jedoch wollen, daß das berufstätige Mädel in seinem Beruf mehr sieht als eine Erwerbsquelle, nämlich eine Aufgabe, der es bewußt und freudig dient, weil es ihren Sinn erkannt hat. Und wir wollen, daß es ihr so dient, daß es auch später noch, ohne Schaden genommen zu haben, seine größere Aufgabe als Frau und Mutter, als ganzer, ungebrochener Mensch erfüllen kann.

Jeder, der um die Zukunft unseres Volkes besorgt ist, muß dieses Ziel als das höchste anerkennen: die harte Wirklichkeit zu meistern und doch nicht an ihr zugrundegehen, sondern im Gegenteil, im Kampfe mit ihr die Kräfte zu stählen. Das berufstätige Mädel steht heute mitten im Leben seines Volkes, sein Schicksal ist verknüpft mit dem der Gesamtheit. Im täglichen Sichbehauptenmüssen und aus der täglichen, unermüdlichen Pflichterfüllung gewinnt es jene Sicherheit und Stärke dem Leben gegenüber, die es später einmal als Führerin eines Haushaltes und als Erzieherin ihrer Kinder sehr nötig brauchen wird.

Um den Beruf zu einer solchen Schule für das Leben werden zu lassen, muß alles vermieden werden, was eine andere Entwicklung auslösen könnte. Jedem Betriebsführer und jeder Hausfrau muß es ein selbstverständliches Gebot sein, mit den Kräften des ihnen anvertrauten jungen Menschen sparsam umzugehen und bei aller Strenge die Verantwortung nicht zu vergessen, die sie der Zukunft gegenüber tragen.

Doch es genügt nicht, daß nur hierfür die Gewähr gegeben ist. Es ist notwendig, daß gerade das Mädel einmal für eine

längere Zeit völlig ausspannt, völlig den Werktag vergißt. Es braucht Freizeit! Der BDM. hat es übernommen, sich für die Beschaffung dieser Freizeit einzusetzen: Er fordert jedoch nicht nur, sondern er gestaltet diese Freizeit auch in seinen Lagern.

Nur eine kleine Anzahl Mädel konnte im vergangenen Jahr an diesen Freizeitlagern teilnehmen. Um ein Vielfaches ist die Zahl dieser Lager in diesem Sommer gestiegen. Aber noch ist das Ziel nicht erreicht, daß jedes berufstätige Mädel einmal im Jahr Freizeit erhält.

Freizeit, das heißt: sich freimachen dürfen von langen Maschinensälen, von Geschäftsräumen, Lagern und Kontoren, die mit Schreibmaschinengeklapper erfüllt sind.

Freizeit, das heißt: einmal nicht lange Zahlenkolonnen zusammenzählen müssen, es bedeutet ein stilles Kräftesammeln in Licht, Luft und Sonne, sich freuen können an Bäumen und Blumen, Wolken und Wind.

Freizeit, das heißt: einmal nicht an einer Maschine ewig dieselben Handgriffe verrichten, es bedeutet eigene Gedanken und Gaben zu entfalten, selbst schaffen zu können, was uns und anderen Menschen Freude macht.

Freizeit, das heißt: einmal nicht immer hinter einem Schreibtisch sitzen zu müssen, es bedeutet, sich einmal austollen zu können, in einer frohen Gemeinschaft bei Sport und Spiel und den Körper gesund und stark zu machen.

Freizeit, das heißt: Fahrt und Lager. Das bedeutet vierzehn Tage nicht in der Stadt zu sein, einmal die Natur zu erleben, den Wald, den Bach, die See, das Gebirge, das weite, ebene Land, die Heimat.

Freizeit, das heißt: sich loslösen dürfen vom Alltag, um für ihn neue Kraft zu schöpfen, sich ertüchtigen und gesund und leistungsfähig erhalten können — für sein Volk.

Darum gebt uns Freizeit für unsere berufstätigen Mädel!

Draußen in Luft und Sonne ...

Eine Stenotypistin erzählt

„. . . nicht berücksichtigt werden kann! Schluß! Erledigen Sie die Sache Ferber noch, Sie können dann gehen. Viel Vergnügen im Freizeitlager und erholen Sie sich gut!" „Danke, wird besorgt!" Natürlich die Sache Ferber —! Und das mit dem Freizeitlager auch, lacht es glücklich in mir.

Ich klappe den Deckel über die Maschine. Wie warm die Sonne auf die Hände scheint! Der letzte Leitzordner flitzt in das Fach. Schnell umziehen! Hilde, die es nicht so eilig hat, hat mich inzwischen mit Ferber verbunden. Ich erledige noch rasch die Bestellung.

Ist es denn Wirklichkeit? Morgen soll ich im Freizeitlager sein? Immer voller wird der Rucksack. Dies und das muß noch mit. Endlich morgens 7 Uhr, Hauptbahnhof. Gerda, Trudel und Lotte sind schon da. Von Mutter bekomme ich noch unzählige Ratschläge: „Schlafe viel, iß tüchtig und treib Sport und — Hals- und Beinbruch . . ." Der Zug ist da, wir steigen ein, winken und dann — heidi, fort aus der Stadt, hinaus ins grünende, blühende Land, unserem Freizeitlager entgegen!

Keine spricht ein Wort. Wir sind glücklich. Dem Sozialamt vom Obergau ist es gelungen, uns freizubekommen. „Eigentlich hast du es schon nötig!" behauptet eine von der anderen.

Fröhliche Lagermusik

Aufnahmen: Barbara Soltmann



Die Reisenden sehen uns lächelnd an. Vier glückliche Mädel. „Vielleicht haben sie das Große Los gewonnen", meinte einer im Spaß. Wenn die wüßten — noch viel größeres haben wir gewonnen — einen Platz im Freizeitlager für Jungarbeiterinnen! —

„Fachsimpeln sowie Denken an Maschinen, Zahlen und Kochrezepte verboten!" Dieses Schildchen und ähnliche findet man über der Liegehalle, dem Lese- und Tagesraum. Woran man denn als Fabrikarbeiterin, als Hausgehilfin oder Büromädel jetzt denkt? Drunten am Waldrand liegt ein kleiner See; kühl und frisch ist sein Wasser. Der Himmel spiegelt sich darin. Mittags flimmert die Sonne über den Tannen, die Grillen zirpen im Gras. Große, weiße Wolken stehen am Himmel. Im Dorf kräht ein Hahn; über den Feldweg knarrt ein Wagen, und aus dem Garten hört man irgendwo Giselas Klampfe und singende Mädelstimmen. All das ist um einen. Da kann man nicht denken, da muß man nur schauen und horchen, und dabei ruht man sich so herrlich aus. —

Heute abend soll ich den Heimabend gestalten: Meine Heimat. Früher hätte ich nichts zu sagen gewußt. Ich kannte kaum den Wald, den Wind, die Erde, ein Dorf, aber jetzt! — Wir haben das Land in wenigen Tagen kennen und lieben gelernt, wie es vor uns liegt mit seinen schluchtigen Tälern, die wir auf Wanderungen durchstreiften, mit seinen Föhren auf den Graten, mit dem sonnigen, endlos blauen Himmel. —

Wir sind ganz atemlos. Ueber Gräben und Hecken, durch Gestrüpp und hohes, feuchtes Gras ging heute unser Morgenwaldlauf. Die Sonne schien durch die Bäume, die Vögel sangen. So unbeschwert sprangen wir über die Wiesen. Hin und wieder kletterten wir steile Abhänge hinauf, stießen und warfen Steine, zogen Tau und purzelten . . . Und alles war so schön, so ungezwungen, und ganz, ganz anders als wenn man in Mütze und Mantel, die Aktentasche unter dem Arm, über die Großstadtstraßen eilt . . ."

Ein Karlsruher Mädel.

Im Frühtau zu Berge

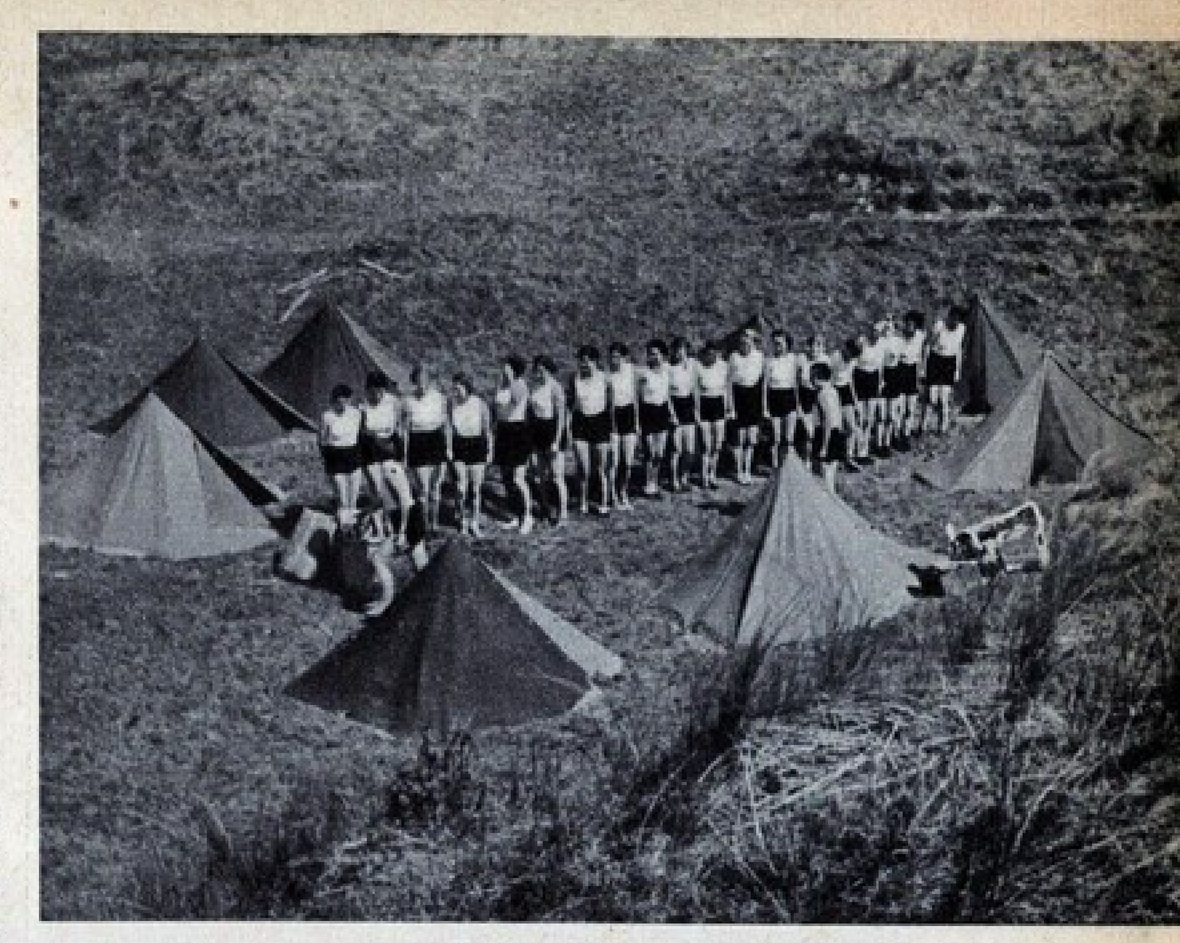
Es war noch ganz früh, als ich aufwachte. Ich fror; die Decke war mir weggerutscht. Neben mir schlief Marianne. Sie atmete ganz tief, so, wie wenn die Turnlehrerin sagt: „tief atmen". Rechts drüben über dem Wald konnte ich einen blassen Stern schimmern sehen. Da überkam mich plötzlich die Lust, nach draußen zu gehen und in den Morgen zu gucken. Leise, ganz leise, kroch ich aus dem Schlafsack . . .

Nun war ich im Freien. War das schön! Der Morgen dämmerte fahl hinter den Bäumen, und scheue, matte Sterne blinkten am Himmel. Vor mir war das Tal. Es dehnte sich weit aus, und graue Nebel drängten sich und wogten darin. Das Dorf, das da unten lag, konnte ich nicht sehen.

Ein schmaler Weg führte am Waldrand entlang. Die tiefen Radspuren waren mit Gras überwachsen; es sah wie eine vernarbte Wunde aus. Ich stieg den Weg hinauf. Von dem taunassen Gras wurden meine Füße feucht. Das war wie ein Bad. Plötzlich machte der Weg vor einem Anstand halt, und weil ich mir dachte, dort oben ließe es sich gut auf den Tag warten, kletterte ich hinauf.

Da saß ich in lauter ernsten, dunklen Fichtenhäuptern. Es roch nach Erde und Tieren vom Walde herauf. Ab und zu knackte etwas im Gehölz. Manchmal erwachte der Wind in den Bäumen und sang ein kleines, verschlafenes Lied. Dann verstummte er wieder, und nur ein verträumtes Wehen blieb noch eine kurze Zeit.

Im Osten rötete sich langsam der Himmel. Es war ein freudiges Rot. Ich wußte, daß ein schöner Tag folgen würde. Die Wolken zerteilten sich. Sie wurden golden, orange, grünlich, grau mit silbernen Rändern und braun mit gelben Nähten . . . Dann kam die Sonne hinter den Wolken hervor. Sie gleißte und glühte, und mir war, als ginge ein Tor zum Himmel auf, und sein Licht fiele auf die Erde.



Vor dem Frühsport im Freizeitlager



Großstadtmädel in Sonne und Seewind



Ich mußte die Augen zumachen, soviel Glanz war ringsum ... Die Nebel lichteten sich. Sie wurden dünn und weißlich. Bald schwebten sie wie ein heller Rauch über den Feldern. Auch das Dorf trat aus dem Nebel hervor. Aus den Schornsteinen seiner Dächer wehten blaue Rauchfahnen; der Schiefer glänzte matt in der Sonne, während die Ziegelsteine rot dazwischen lachten.

Nun hatte die Sonne auch meinen Sitz erreicht. Warm lagen ihre Strahlen um mich, und die Fichten dufteten nach Honig. Zwei Eichhörnchen kamen dicht an mich heran und sahen mich mit schwarzen, glänzenden Augen an. Eichhörnchen haben Augen wie dicke, reife Wacholderbeeren. Dann begann der Wald zu rauschen, leise erst und dann lauter und mächtiger .. Wie ein Meer. Und es war ein Singen und Klingen in ihm. Das waren die Lieder all der Vögel. Zwei Vögel schwangen sich empor in den blauen Raum des Himmels. Die Spitzen ihrer Flügel leuchteten hell in der Sonne. Es sah frei und glücklich aus, wie sie flogen ...

Eine Kölner Jungarbeiterin.

Wir schaffen's

In zwei Tagen soll ein Abend steigen, ein Abend, den das Lager ganz allein ausgestaltet. In zwei Tagen! Unmöglich! Nichts geübt, bei fast keinem Lied reicht der Text über die zweite Strophe hinaus, Grete, die am besten singen kann, ist heiser, Lottes Klampfe ... nein, geht nicht!

Mit klaren, festen Blicken schaut die Führerin jeder in die Augen. „Wir müssen, es geht nicht anders, später bekommen wir das Dorf nicht mehr zusammen. Ich weiß, es ist schwer. Ihr seid aus dem ganzen Obergau zusammengekommen, fremd einander, aber jetzt sind wir eine Gemeinschaft geworden, jetzt könnt ihr beweisen, ob sie eine echte ist. Wir haben den festen Willen, unser Bestes zu leisten. Wir schaffens!" — Freilich! Die Mädel haben keine Bedenken mehr, kein Wenn und kein Aber. — Wir schaffens!

Der Abend. Feine Lieder, frisch und lebendig gesungen, ein kurzer Sprechchor, ein paar Bilder, die von unserem Freizeitlager sprechen. Und dann steht Grete auf einmal mitten im Halbkreis der Dörfler und bringt ihnen ein Lied bei, ein lustiges, so ein kleines, das man in zwei Minuten lernt, später einen Kanon. Da verheddern sie sich manchmal ein bißchen, aber sie sind alle ganz bei der Sache.

Bei den Volkstänzen wird ihre Begeisterung immer größer, und als Lore eine schwäbische Moritat singt, wollen sie bald bersten vor Lachen und wissen sich vor Fröhlichkeit kaum zu halten. Im ganzen Saal sind die Mädel verstreut, damit sie beim Singen ein bißchen nachhelfen können, wenn es noch nicht gleich so richtig geht.

Zum Schluß wieder Volkstänze. Alle müssen mitmachen. Erst tanzen die Mädel vor, dann alle; selbst die alten Bauern und Bäuerinnen tanzen mit: es geit nix ümer die Gemütlichkeit. Eine Stunde lang tanzen sie, dann reichen sich alle die Hände zu einem großen Kreis und singen das Schlußlied. Den Dörflern kommt der Schluß viel zu früh.

Als wir Mädel spät abends um die Fahne stehen und sie einholen, ist ein Stolz in allen. Lagergemeinschaft — Kameradschaft, sie haben gezeigt, wozu uns diese Gemeinschaft befähigt, was sie aus der Lagergemeinschaft heraus geschaffen haben.

Ein Großstadtmädel.

Schon 5 Pfund zugenommen

Am letzten Sonntag wanderten wir mit unserer Mädelschaft nach Katersdobersdorf, um ein Mädel unserer Gruppe im Freizeitlager zu besuchen. Nachdem wir mehrere Stunden durch dichten Tannenwald gegangen waren, leuchtete plötzlich vor uns ein weißer Fahnenmast auf mit lustig flatternder Fahne. Als wir uns durch allerlei Gestrüpp gearbeitet hatten, stand dann auch das helle Haus selbst vor uns, das für vierzehn Tage den Mädeln Erholung von anstrengender Arbeit gab.

Weil kein Mensch zu sehen war, schlichen wir uns an das erste offene Fenster heran und guckten hinein. Wir schauten gerade in die Schlafstube und konnten ungefähr zehn Mädel beim Bettenmachen beobachten. Doch da hatten sie uns schon gesehen, und unter Hallo begrüßten wir uns. Wir kannten einige Mädel, die eine war Putzmacherin, und die andere arbeitete in einer Fabrik wie Lotte, die wir besuchen wollten.

„Wo ist denn Lotte?" fragten wir deshalb gleich. Da tauchte sie auch schon am Fenster auf: rote Backen, blitzende Augen, wie wir sie lange nicht an ihr gesehen hatten. „Du hast doch mindestens schon 5 Pfund zugenommen!" „Na, so ungefähr", lachte Lotte und drückte allen stürmisch die Hand. „Gefällt's dir denn?" fragte jemand. „Na, und ob!" strahlte sie da.

Ja, und dann erzählte sie, wie fein sie sich alle untereinander verstehen, von den vielen gemeinsam verlebten Stunden. „Das Schönste ist aber das Fahnenhissen — ach, wenn doch die Zeit hier noch lange nicht aufhörte. „Na, ich freue mich aber auch schon wieder auf die Arbeit." Dann gab sie uns die Hand; denn sie wollte doch ihren Dienst im Haus nicht versäumen ... Fröhlich zogen wir weiter. Alle Mädel winkten uns noch lange zu.

Ich dachte an die Zeit, als ich mir im Haushalt Geld verdienen mußte. Damals lernte ich die Aufopferung erst einschätzen, die ein Dienstmädel, das Tag und Nacht einsatzbereit stehen muß, aufbringt. Wenn ich da Sonntags eine singende Schar Mädel vorbeiziehen hörte, wie gern wäre ich da einmal für ein paar Stunden draußen gewesen in der freien Welt.

Ein paar Tage später stand Lotte wieder mitten unter uns, gesund und arbeitsfroh: „Und jetzt gehts an die Arbeit!"

Ein Mittelland-Mädel.

Früher Tanz und Café

In meiner Stellung bin ich die Jüngste unter meinen Arbeitskameradinnen. Es sind einfache Menschen, unter denen ich arbeite, Frauen oder ältere Mädchen. Sehr oft erzählen sie mir aus ihrem Leben. Sie sprechen von ihrer Jugend. Teilweise kannten sie nur Tanz und Cafés. Andere kommen aus irgendeinem Verein. Da spricht eine etwas traurig von einem kleinen Dorf, von Wald und Wiese ... Die Großstadt lockte — sie ging hin und sitzt nun hinter der Schreibmaschine, verbraucht und alt.

Ich höre mir alles an, — die schlechten und guten Dinge. Wenn sie mich aber nach meinem „Privatleben" fragen, denn erzähle ich ihnen vom BDM., von unserem Wollen, dem Heimabend, der Fahrt und von unserer Kameradschaft. Sie hören ruhig zu — dann aber geht es los: „Tja, das ist ja ganz fein, aber stimmt es auch wirklich?" Ich gebe ihnen Fahrten- und Lagerberichte von den Mädeln, aus denen so richtig Freude und großer Stolz sprechen. Oft sagen sie: „So etwas hätten wir auch haben müssen, vielleicht wäre dann manches anders geworden.

„Da, sehen Sie mal, unsere Fahrtenbilder." Sie gehen von Hand zu Hand. Man lacht und freut sich ... Zwar einige sind dabei, die spöttisch fragen: „Na, und was haben Sie schon davon?" Ich brauche keine Antwort zu geben; denn schon haben die, die anderer Meinung sind, ihnen Bescheid gesagt.

„Sie sind Führerin?" fragt eine der Frauen. „Ja". — „Na, dann hätten Sie das aber anders machen können." Ich schaue einen Augenblick auf, habe eine heftige Antwort auf den Lippen. Doch dann überlege ich. Ruhig lasse ich mir das „Bessere" zeigen.

Klappt etwas nicht recht, so heißt es zwar immer: „Na, wo Sie doch Führerin sind" ... Ich weiß, es ist spöttisch, manchmal aber auch gut gemeint. Ich reiße mich zusammen; denn es geht nicht nur um mich, sondern um den Bund. So arbeite ich an mir und werde innerhalb der Betriebsgemeinschaft erzogen ... Und der Aerger, der auch kommt? Der wird mit dem überwunden, was mich Fahrt und Lager mit meinen Mädeln erleben läßt.

Ein Berliner Mädel.

Gestern noch im Rattern der Maschinen, heute im Freien bei Spiel und Sport

Aufnahme: Barbara Soltmann

Aus: Akkordarbeiterin

Von Maria Kahle,
Volksvereinsverlag, G. m. b. H.

. . . jeden überflüssigen Griff vermeiden

Sie haben mich unbefangen aufgenommen, als mir der Meister am Packtisch im Lager der Lebensmittelfabrik meinen Platz anwies. In einer Gruppe von zehn oder zwölf Akkordarbeiterinnen muß ich nun von sieben Uhr morgens bis halbfünf, bei einer Stunde Mittagspause, Keks einrollen. An und für sich eine leichte Beschäftigung, doch ermüdend durch die Hast und Hetze der Akkordarbeit. Berge von rundem Keks sind in der Mitte des Tisches ausgeschüttet; flinke Hände breiten das bedruckte Verpackungspapier aus, legen auf ihm die dreimarkstückgroßen Keks nebeneinander, ein Griff, und die Rolle ist fertig und an beiden Enden mit roten Reklamemarken zugeklebt. Kinderleicht! — Ich greife nach Papier und Keks, baue die runden Dinger geordnet nebeneinander, ein Griff nach dem Papier — und meine Dreimarkstücke kollern auseinander! Hilflos lasse ich die Hände sinken — um mich Gelächter!

Aber sofort ist meine Nachbarin Klara, ein bleiches blondes Mädel, hilfsbereit. Obschon sie dadurch Zeit verliert, kommt sie an meinen Platz, zeigt mir die Handhabung; die anderen geben gute Ratschläge, wie das Einschlagen am schnellsten zu bewerkstelligen ist, „damit Sie von Anfang an jeden überflüssigen Griff vermeiden" — „Klara, zeig es ihr gleich richtig, sonst kommt sie nie auf den Akkord". Es geht schon besser, aber noch sehr langsam. Bis zur Mittagspause hat jede der Arbeiterinnen vier, fünf oder sechs Schachteln gefüllt. Ich habe noch immer die erste neben mir stehen und sehe kläglich die Fixigkeit der anderen. Klara tröstet: „Das lernt sich alles. Wir haben es im Anfang grad so gemacht."

Mittagspause in der Fabrik

Sobald das Zeichen ertönt, fährt es wie jäher Abbruch durch den Arbeitsrhythmus. Zweihundert Arbeiterinnen eilen treppab; aus den Toren der zum Werk gehörenden Nachbargebäude, den anderen Abteilungen der Fabrik, strömt die Masse der Frauen und Mädchen auf den Hof. Klara ruft mir im Vorbeilaufen zu: „Sie müssen Ihre Marke abhängen!" Ja, richtig, die Marke! Ich bin jetzt Nummer im Betrieb geworden, Nummer 122, und am Morgen ist mir eine Metallmarke ausgehändigt, die zwecks Kontrolle morgens, mittags und abends um- oder abgehängt wird.

Mit einer Schar von Mädchen zog ich zum Speisesaal, lautes Stimmengeschwirr kam mir entgegen. Da saßen sie auf den Bänken an langen Holztischen in einem großen kahlen Saal und löffelten ihr Essen, Frauen und Mädchen jeden Alters. Während des Essens ging die Unterhaltung lebhaft, dann sank hier und dort ein Kopf auf die Arme zu kurzem Ausruhen, einige streckten sich, soweit Platz war, auf den Bänken aus.

Gestern noch Proletarierinnen

Manchen Abend saß ich in der Zeit, da ich als Fabrikarbeiterin in Berlin lebte, mit der alten, erfahrenen Fürsorgerin zusammen und versuchte in Gesprächen mit ihr Klarheit zu gewinnen über das, was ich tagsüber sah und erfuhr. Immer mehr erkannten wir, daß die Besserung der äußeren Verhältnisse in der sozialen Frage nicht das Entscheidende ist. Kampf der Massengesinnung, die es verhindert, daß sich der einzelne Arbeiter, die einzelne Arbeiterin als Persönlichkeit in ihrem Volke entfaltet! Erbitterter Kampf aber der Erniederung der Arbeit und Vergiftung der Arbeitsfreude!

An dem letzten Abend, den ich damals, 1929, in Berlin verbrachte, kamen wir noch einmal auf dies Thema. Ich suchte in Kindheitserinnerungen: Meine Großmutter väterlicherseits war Bauernfrau. Sie hatte Knechte und Mägde, aber trotzdem arbeitete sie bis zum letzten Tage ihres Lebens von der Morgenfrühe — und damals begann der Bauer im Sommer um vier Uhr sein Tagewerk — bis in den Abend ohne Ruhepause. Sie hat früh ihre Jugendfrische eingebüßt, sie hat in einer Genügsamkeit gelebt, wie sie uns heute märchenhaft anmutet, aber ihr wäre es nie in den Sinn gekommen, sich beklagenswert zu fühlen und das Mitleid anderer sozialer Schichten herauszufordern. Glauben Sie, daß die Arbeit im Stall oder in sengender Julisonne auf dem Felde oder im nassen, kalten Oktober bei der Kartoffelernte ihr so große seelische Befriedigung geboten hat? Kommt es nicht immer nur auf den Sinn der Arbeit an?

Das mütterliche, durchgeistigte Gesicht mir gegenüber lächelte etwas nachsichtig: „Es ist ein geistiger und körperlicher Unterschied zwischen der in gesunder, einfacher Umwelt lebenden Bäuerin und der nervösen in das Hetztempo unserer Tage eingebannten Industriearbeiterin. Es ist vor allem aber ein grundlegender Unterschied zwischen einer Arbeit, die ein Mensch selbständig und auf eigenem Besitz leistet, und der Lohnarbeit in fremdem Betrieb. Der Lohnarbeiter ist für den Kapitalisten nur Ware, er verkauft seine Arme und Muskeln, seine Arbeitskraft gegen Entgelt. Sein eigenstes Wesen, die Ichbeziehung zur Arbeit, sind meist ausgelöscht in diesem Prozeß. Bei der heutigen Wirtschaftsrationalisierung ist sogar jene Kraft die bestbewertete, die mechanisch sich in das Getriebe einfügt."

Ich gebe ohne weiteres zu, was Sie über die Entseelung und Mechanisierung des modernen Arbeitsprozesses sagen. Doch ich suche einen Weg zur Ueberwindung der heute herrschenden Berufsauffassung. Tatsache ist, daß wir die Industriewelt, wie sie sich entwickelt hat, nicht mit ethischen Erwägungen umstürzen können. Wir können eine Erneuerung in den äußeren Verhältnissen anstreben, wir können dahin streben, Arbeitsrhythmus, Wohnung und Freizeit der Arbeiterschaft anders zu gestalten . . .

„Und ich bin des sicheren Glaubens, daß unsere junge Generation, die so stark von sozialem Verantwortungsgefühl bewegt wird, in wenigen Jahrzehnten hier Wandel schaffen wird. Wir müssen uns aber hüten, bei der Beurteilung von unseren Ansichten, Erfahrungen und Eindrücken auszugehen. Sie fordern von der Arbeiterschaft eine Kulturgesinnung, die nicht auf dem heute durch die wirtschaftlichen Verhältnisse bestimmten Boden wachsen kann. Der Zeitgeist wirkt von oben nach unten. Wenn Sie Idealismus predigen, Selbstzucht und Heroismus, wenn Sie bei der Arbeiterin oft ein Gefühl für ihre Frauenwürde vermissen, dann richten Sie Ihren Anklageruf zuerst an die gesellschaftlich führenden Kreise unseres Volkes. Es muß erst dort ein neuer Idealtyp des deutschen Menschen und der deutschen Frau vorgelebt werden, es muß erst dort ein neues Ethos der Arbeit und ein andere Auffassung des Dienstes und des Verdienstes geprägt werden.

Was mir diese Monate, die ich als Unbekannte unter den Arbeiterinnen als eine von ihnen verlebte, am erschütterndsten einprägten, das ist die Erkenntnis, wie weit der Marxismus die Frau bewußt von ihrem Volkstum fortreißt. Ich fand in verschiedenen Fabriken die Arbeiterinnen alle mehr oder weniger beherrscht von einem Minderwertigkeitsgefühl, das ihnen künstlich angezüchtet wurde, sobald sie in die Masse eintauchten. „Wir sind ja doch nur Arbeiter!" Sie fühlten sich abseits von ihrem Volk, entrechtet . . . Man hat sie so lange verachtet, bis sie sich selbst nicht mehr achten.

„Aber auch hier wird sich die Haltung der Arbeiterin wandeln, wenn wir Frauen aller Schichten ihr beweisen, daß es für uns den abgestandenen Dünkel vergangener Zeiten, den Kastengeist der Frauen, der soviel Klassenhaß hervorgerufen hat, nicht mehr gibt, daß er uns hassenswert und verächtlich erscheint! Kopfarbeiter und Handarbeiter, alle sind Kinder des einen Volkes, und jede Arbeit hat ihren Wert! Gehen wir nur einige Geschlechterreihen zurück, so finden wir uns mit den Vorfahren unserer Arbeiter in der gleichen Bauernstube, in der gleichen Handwerkerwerkstatt! Nur ein allgemeines Volksbewußtsein, das zuerst nach den Werten deutscher Wesenheit fragt, kann Wandel schaffen."

Volkstum ist Schicksal wie die Heimat, in die wir hineingeboren werden. Aber in viel vertiefterer Bedeutung als bei der oft vom Zufall bedingten Geburtsstätte dürfen wir behaupten, daß wir nicht nur hinein-, sondern aus dem Volkstum herausgeboren sind. Die Heimat können wir wechseln, können eine neue Wahlheimat erküren und erleben. Aber das Volkstum, aus dem wir wurden, gibt uns seine Wesensgesetze mit; durch Rasse und Stammesart, Sprache und Geschichte sind wir in ihm verhaftet. Unser Volkstum wird unser Schicksal.

Aus: Die Deutsche Frau und ihr Volkstum

Millionen Einzelleben

Die Fahne ist Sinnbild, die Fahne soll Aufruf sein. Das ewige Deutschland ist ein Werdendes, ein ganz Innerliches. Jeder muß es in seinem Herzen und in seinem Geiste neu erobern und neu ausbauen. Es hat vielerlei Gestalt, anders sieht es der Dichter, anders der Politiker. Es hat vielerlei Gestalt, anders war es, als unser Volk seine gotischen Dome baute und die schwertgegürteten Mönche gen Ostland zogen, anders war es gestern in den Schauern des Weltkrieges, anders wird es morgen sein, durch euch, ihr jungen Menschen. Aus vielen Millionen Einzelleben formt sich das Deutschland von morgen. Du und du und du, jeder gibt mit seinem Denken und Handeln den Anteil hinzu. Jeder ist hineingewebt in dies Bild mit seinem ganzen Sein.

Deutschland ist noch im Werden. Unfaßbar Großes geschah in unseren Tagen. Wir erfuhren eine Zeitenwende, den Sieg einer neuen Weltanschauung. Wir erfuhren die schöpferische Macht nationalen Willens, den ein Liebender, ein aus überflammender Liebe zu Deutschland starker Führer erweckte. Zum ersten Male in unserer Geschichte erleben wir Deutsche uns als Ganzheit. Daraus empfängt unser volkliches Dasein einen neuen Sinn. Wir fühlen uns hineingebunden in unser Volk. Und dadurch, daß wir das Gewordensein aus Vergangenheiten, aus dem Verflochtensein in das Erbe des Volkstums als Wesensmitgift erkennen und als Wert empfinden dadurch, daß wir verantwortungsbewußt als Ahnen der Zukünftigen in unserem Volke wirken, dadurch hat unser Schicksal Sinnhaftigkeit.

Der Zivilisationsmensch, der lediglich die Ausgestaltung seiner Persönlichkeit um des persönlichen Lebens im Diesseits willen sucht und erstrebt, weiß nichts von Ewigkeit. Er arbeitet und ist da und erhält sich und trägt Mühsal nur um des Erfolges von heute und morgen willen. Er steckt seine Ziele nahe, um den Glanz seiner Siege und Eroberungen, den Genuß des Erreichten noch auszukosten. Doch wer aus und mit seinem Volke lebt und für die Fülle der Volksgesamtheit wirkt, hat Ewigkeit. Er kann das Heute und Morgen verschenken mit froher Kraft und mit starkem Glauben an die Zukunft der Seelen, in deren Gemeinschaft sein Dasein nur Form und Gleichnis unendlich wirkender Kräfte und Entwicklungen ist.

Dies Deutschland von morgen aber greift als Gemeinschaft aller, die nach Blut und Seele zu unserem Volkstum gehören, weit über die heutigen deutschen Reichsgrenzen hinaus. Als eine durch Blut und Sprache verbundene Herzensgemeinschaft umgreift es mit unsere entrissenen Grenzlande. Es schließt mit ein alle, die sich zum deutschen Volkstum in der Welt bekennen, vierzig Millionen jenseits unserer Grenzen! Viele aus ihnen haben die Not und Unfreiheit der letzten fünfzehn Jahre noch tausendfach schwerer getragen als wir, sie müssen fremder Gewalt mit täglich neuen Opfern standhalten. Ihnen gehört unsere Liebe, weil sie für ihre Treue zum deutschen Volkstum leiden, freiwillig leiden. —

Unvergeßlich bleiben mir die deutschen Auslandsschulen! — Da sitzen die Jungen und Mädchen, die morgens auf ungesattelten Pferden, nackte Füße im Steigbügel, zur Schule reiten (oft haben sie bei diesem Schulritt das Jagdgewehr übergelegt, um auf dem Heimweg im Wald einen Braten zu erjagen), da sitzen sie, Kinderreichtum der Siedlungen; der Lehrer läßt mich fragen: wieviel seid ihr zu Hause? „Zwölf". Und ihr? „Vierzehn". So geht das fort, bis einer kommt, halb beschämt: „Wir sind nur neun." — Dieser Kinderreichtum ist auch eine Seite im Ruhmesbuch der deutschen Siedlerfrau, denn was hilft uns alle Arbeit für unser Volkstum, wenn das Volkstum stirbt, wenn der Quell versiegt! Stärker noch als durch das Erlebnis der Gemeinschaft ist der Kulturwille der deutschen Auslandsfrau aufgerüttelt worden durch den Kampf und Widerstand, der seit Kriegsbeginn gegen das Deutschtum in aller Welt eingesetzt hat. Sie sieht ihre Kinder bedroht durch eine auf vielen Wegen wirkende Entdeutschungspolitik; die Staatsschulen suchen das deutsche Schulwesen zu verdrängen, und wo man Gewalt noch nicht wagt, wird List und Verführung angewandt; in die geschlossenen deutschen Siedlungen dringen fremdnationale Nachbarn, nicht nur in Uebersee, auch im Osten und Süden Europas — und deutsch sein, deutsch bleiben, heißt hier immer das Schwerere tun, Opfer bringen, auch Geldopfer, die dem Bauern, der hart am Erworbenen hängt, nicht leicht fallen. Nun erst beginnt die große Sendung der deutschen Frau! Nun muß sie in der Familie die Macht des Gemütes, die Kraft der Seele und ein immer waches Verantwortungsbewußtsein entfalten, muß das Eigene zurückstellen können und für die deutsche Zukunft ihrer Kinder sorgen.

Und unvergeßlich bleibt mir, wie ich in der Kriegszeit in Brasilien auf einer ganz überfremdeten Kolonie zwischen Polen und Tschechen eine arme Bäuerin kennenlernte, Tochter eines Einwanderers aus dem Hunsrück, die zu mir kam, um von Deutschland zu hören. Diese derbe Bäuerin, die tagein, tagaus schwere Männerarbeit im Stalle und auf dem Felde tun mußte und in jener abgelegenen Gegend im Urwald wohl nie eine Zeitung zu Gesicht bekam, sagte mit einer ergreifenden, tief aufrichtigen Sicherheit: „Deutschland kann ja gar nicht untergehen, und Deutschland wird doch eines Tages wieder groß dastehen, wenn's auch lange dauert . . ." Dabei bekam der blecherne Klang ihrer Stimme einen so tiefen Ton, als sie das Wort Deutschland aussprach, als wollte verhüllte Zärtlichkeit es liebkosen.

Aus: Deutsches Volkstum in der Welt.



Maria Kahle

Eine deutsche Frau und Kämpferin

Vor kurzem war es. Maria Kahle, von einer halbjährigen Amerikafahrt zurückgekehrt, berichtete von ihren Vortragsreisen durch deutsche Siedlungen und sprach von ihrem Erleben. Man spürte aus allen ihren Worten, welche Hingabe und welch gläubiges Vertrauen zum neuen Deutschland in den Auslandsdeutschen lebendig ist.

„Unendlich viel ist geschafft worden im letzten Jahr", setzte Maria Kahle unvermittelt hinzu, und man dachte zurück an Februar 1934, als wir zuletzt zusammen waren. Damals weilte die grenzdeutsche Dichterin im Gauverband Nord, sprach in allen größeren norddeutschen Städten zum BDM. und war auch in unserer neuen Führerinnenschule. Maria Kahle sollte im Anschluß daran unten im Saarland auf einer großen deutschen Kundgebung sprechen ... Die freie Saar, damals noch ein Ziel, ist heute Tatsache geworden. Die allgemeine Wehrpflicht, damals Notwendigkeit, heute eine Selbstverständlichkeit für jeden Deutschen! Der Wille des Führers entschied, und Kraft und Glauben eines geeinten Volkes trugen zur Verwirklichung bei. —

Ehe Maria Kahle im Frühjahr 1934 nach Amerika fuhr, war sie noch einmal draußen in Oberneuland. Wir erzählten, wie diese Schule durch Tatkraft und Opfer wurde, sagten, daß jedes Stück in den Räumen seine eigene Geschichte habe, denn alles sei von unseren Mädeln zusammen „organisiert" worden.. Daran erinnerte mich Maria Kahle. Ich erzählte ihr von der weiteren Entwicklung unserer Arbeit, berichtete, daß nun über vierzig solcher BDM.-Schulen im Reich stehen, daß in Kürze oben im Osten die dritte Reichsführerinnenschule, die gleichzeitig Grenzlandschule sein soll, eingeweiht wird ... Es ist nur ein kleiner Ausschnitt unserer Arbeit, und doch zeugt er davon, wie nachdrücklich und zielbewußt an der einheitlichen Ausrichtung und Ertüchtigung der gesamten deutschen Jugend gearbeitet wird. — —

Wir saßen in meiner Dienststelle im Nordwesten Berlins. Weit ging der Blick über Hinterhöfe und Geschäftshäuser, durch das geöffnete Fenster drang der Lärm von Maschinen ... Darauf lauschten wir sekundenlang während einer Gesprächspause, und dann erzählte Maria Kahle von 1928/29, von jenen Jahren, in denen sie freiwillig als Arbeiterin in den Fabriken stand, um Hast und Unruhe der Betriebe, um die Menschen, die der marxistischen Irrlehre folgten, kennen und verstehen zu lernen. Sie sprach von dem Gegensatz, der sich in den Arbeiterinnen jener Zeit zeigte.

Sie verglich ihre Tätigkeit in einer der westfälischen Fabriken mit ihrer Arbeit in einem Berliner Riesenwerk. „Meine Beschäftigung war in Berlin vielseitiger, da ich allerhand Griffe, die bei der Zusammensetzung eines Schalters notwendig sind, erlernen mußte, denn ich war als „Montiererin" eingetragen. Meine Mitarbeiterinnen sagten: „Früher war das Arbeiten schön; da mußte jede ihren Schalter ganz allein aufbauen, seit wir aber am laufenden Band arbeiten, ist alles aufgeteilt, und man muß immer dasselbe schaffen!" — Die Mehrheit der Mädchen und Frauen unterschied sich schroff von dem Arbeiterinnentyp in W. Jetzt erkannte ich erst ganz, wie stark sich bei jenen doch noch ein Verhaftetsein im kleinbürgerlichen Lebensstil ausprägte. Hier begegnete mir die „Vollblutproletarierin", politisch interessiert bis zum Fanatismus, glaubenlos, „aufgeklärt" — viel kühle Intelligenz. Eine allgemeine Unterhaltung gab es in unserer Kolonne kaum. Das Mitteilungsbedürfnis erschöpfte sich in Gesprächen zwischen Arbeitsnachbarinnen. In der Frühstücks- und Mittagspause saß jede vor einem Buch oder einer Zeitung. Sie waren verschlossener, schwerer zugänglich als meine Kameradinnen in W. Die große Stadt, in deren Riesenbecken die einzelnen nach Feierabend untertauchen, schafft Fernen, die bis in die Arbeitsnachbarschaft hineinwirkten. Immer wieder begegnete mir hier die lähmende Selbstentwertung: Wir sind ja doch nur Arbeiterinnen." —

So lernte Maria Kahle die deutsche Arbeiterin aus ihrem Werktag und aus ihrer Umwelt heraus verstehen. Nachdrücklich tritt sie für sie ein. „Akkordarbeiterin" und „Proletarierin", zwei schmale Bände, die von dem Erleben dieser Zeit bestimmt sind, sprechen eine eindringliche Sprache davon. Doch nicht nur die innerdeutsche Not sah sie, nicht nur dort stellte sie sich mitten hinein, um sie zu bekämpfen. Weit stärker und nachhaltiger noch stand sie draußen jenseits der Grenzen im großen deutschen Volkstumskampf.

Als 22jährige ging sie 1913 nach Brasilien. In dieser fremden Umwelt, die voller Farben und Leben ist, begann sie zu schreiben, zu gestalten. Sie gab die Urwaldbilder in ihrer eigenartigen Schönheit wieder. Tiefes und echtes Erleben klang auf, wenn sie von den deutschen Siedlungen und Menschen sprach. Dieses Deutschtumerleben fern der Heimat weckte in Maria Kahle die Sehnsucht nach Deutschland; aus Erinnern und Erleben aber erwuchs ihr die Kraft, für die Erhaltung des Deutschtums zu kämpfen.

„Als ich das Vaterland aus den Augen verlor, fand ich es im Herzen wieder", sagte sie einmal, und sie fügte hinzu: „Deutschland fand ich in Brasilien ..." Sie deutet damit selbst die Quellen an, aus denen nun eine Fülle schlichter Gedichte

strömte, die alle etwas Volksliedhaftes an sich haben. Einfach und echt, nie gewollt sind Worte und Ton, immer dem Stoff angepaßt, den sie aus ihrem Erinnern an Deutschland nahm.

So wanderte sie durch Brasilien, von Dorf zu Dorf, von Siedlung zu Siedlung und sprach den Deutschen ihre Gedichte. Sie zeichnete den Sinn des deutschen Lebens in kraftvoller, starker Art, sie spürte den Wesenheiten der deutschen Volkheit nach. Viel noch ließe sich sagen über ihre ersten Gedichtbände, die in dieser Zeit entstanden.

Knapper und bestimmter als diese aber sind die Gedichte, die unter dem gewaltigen Erleben des Weltkrieges geschrieben wurden. Jetzt galt es, das Deutschtum durch die Tat zu bezeugen; denn Brasilien trat in die Reihen unserer Feinde. Eine wilde Hetze gegen alles Deutsche, vor allem gegen Maria Kahle setzte ein. Sie wurde pangermanistischer Umtriebe, wurde der Spionage bezichtigt; sie selbst sagt von dieser Zeit in einem ihrer Gedichte: „Geh ich durch die fremde Stadt, so folgt mir manch feindlicher Blick. „Eine Deutsche!“ rings man gemurmelt hat . . . Da werf ich den Kopf zurück: Jawohl, ich bin eine Deutsche!“

Dieser Bekennermut und dieses Deutschtumgefühl prägten Maria Kahle in kurzer Zeit zur Vorkämpferin für das bedrohte Deutschtum. Lied auf Lied entstand; in aufrüttelnden Gedichten wurde der große Krieg fern von Deutschland nacherlebt, am stärksten und tiefsten das Sterben der deutschen Freiwilligenregimenter bei Langemarck in „Jung Deutschland stürmt“.

Der Zusammenbruch 1918 nahm ihr nichts von ihrer alten Tatkraft und von ihrem Glauben an Deutschland. In Vorträgen und Gedichten kündete sie nach wie vor deutsche Art und deutsches Volkstum. Aber mit bittenden Händen zog sie jetzt kreuz und quer durch das Land, um die Not im deutschen Land lindern helfen zu können. Als sie dann im Jahre 1922 in die Heimat zurückkehrte, konnte sie dem Generalfeldmarschall von Hindenburg 350 000 Goldmark geben für die Armen in Deutschland.

Größer und schwerer wurden die Aufgaben in den Nachkriegsjahren; aber auch der Glaube und der Wille Maria Kahles waren erstarkt. Unermüdlich kämpfte sie gegen Versailles und gegen die Kriegsschuldlüge, und unermüdlich trat sie ein für die entrissenen Gebiete, für die deutschen Grenzlande.

Von Saarland bis nach Reval am Finnischen Meerbusen, von den deutschen Dörfern um Belgrad bis nach Hermannstadt und Königstal, nach Tondern in Nordschleswig, nach Danzig, Barcelona, Madrid und Wien trug Maria Kahle diesen Glauben der volksdeutschen Verbundenheit. Tausende lauschten in überfüllten Sälen. Doch damit nicht genug. Sie ging als Arbeiterin in die Fabrik, arbeitete lange Monate im Akkord und lernte so das schaffende Volk und seine sozialen Nöte zutiefst verstehen.

Weder an der innerdeutschen Not noch an dem grenz- und auslanddeutschen Kampf ging Maria Kahle vorbei. Sie stand in beiden, und sie zwang beide in Worte, die aufhorchen ließen und überzeugten. — —

Die Fragen der Jungarbeiterinnen sind heute gelöst. Sie sind nicht länger Menschen zweiter Klasse, sondern sie stehen in den Reihen der neuen deutschen Jugend unter der Fahne des Führers. An den Grenzen des Reiches und überall in der Welt aber kämpft nach wie vor das Deutschtum einen Verzweiflungskampf um Volkstum und Sprache.

Diese Tatsache fordert von uns allen immer erneut wieder rückhaltlosen Einsatz. Daran wollen wir denken und an die Gewißheit der Worte Maria Kahles: „O, Deutschland! Wenn wir deinen Namen rufen, steh'n wir voll Demut. Wissend: Wir sind Stufen, darauf die Kommenden Dich erst erwandern!“

Hilde Munske.

Es müssen Menschen da sein . . .

Im Arbeiterinnenheim. Die junge Leiterin Martha ist schon lange in sozialer Arbeit tätig, hat auch hier in W. einige Monate in der Fabrik gearbeitet. Ihr Leitgedanke bei der Ausgestaltung des Hauses war, daß die Arbeiterinnen in der Freizeit Freude am Zuhausesein und an einfach-schöner Heimkultur gewinnen sollen, vor allem aber lernen, mit geringen Mitteln Gemütlichkeit und Wohnlichkeit zu schaffen. Die meisten Mädel leben ja — wie im Bürgertum auch — über ihre Verhältnisse. Martha sagt: „Wenn sie heiraten, wollen sie Zimmer für 1000, 1200 Mark kaufen. Nun sehen sie im Heim, daß man mit billigen Tannenmöbeln, die hübsch weiß gestrichen sind, mit farbigem Wandanstrich und passenden Kattunvorhängen, mit ein paar Blumen auf dem Tisch ein Zimmer schön ausstatten kann.“ Sie müssen ihr Zimmer selbst in Ordnung halten, dürfen Bilder aufhängen und dem Raum eine persönliche Note geben. Mädchen, die aus Verhältnissen kommen, wo die Wohnungsnot sechs, sieben, acht Menschen in zwei Stuben bannte, in häßliche, ewig unordentliche, schlecht gelüftete Räume — welch glückselige Befreiung empfinden sie nun, ein Zimmerchen für sich allein zu haben!

Denn das gehört mit zur Tragik im Dasein des Industriemenschen: nie allein zu sein! Hineingeboren in die dumpfe Zwei- oder Dreizimmerwohnung im großen Häuserblock, in der Mietkaserne, im Vorstadtviertel — bis zum Grabe bleibt er verhaftet in der Masse; schon das Kind, das in der Stube, wo die Kleinsten lärmen, die Mutter am Herd oder Bügeltisch wirtschaftet, Schulaufgaben machen soll, wird oberflächlich oder nervös. Bei der Arbeit, in der Mittagspause, daheim nach Feierabend und nachts im Schlafraum, nie ist der junge Mensch allein, denn die meisten Arbeiterwohnungen haben nur Wohnküche und Schlafräume. Und die kinderreichen Familien werden am härtesten betroffen. Es ist statistisch in 16 Großstädten festgestellt, daß die kinderreichen Familien fast doppelt so gedrängt wie die übrige Bevölkerung wohnen. —

Gestern abend fiel mir im Heim ein junges Mädchen durch stilles, feines Wesen auf: ein schmales Gesicht mit dem herben westfälischen Mund, große graue Augen, blondes Haar. Ich kam mit ihr ins Gespräch und staunte über ihre Belesenheit, ihren sittlichen Ernst; sie besucht im Winter die Volkshochschule, und ihr großer Wunsch ist, seit sie Martha und ihr Wirken kennt: Wohlfahrtspflegerin oder soziale Betriebsarbeiterin zu werden. Nachher erfuhr ich von Martha folgendes: Diese blonde Arbeiterin stammt aus einem westfälischen Dorfe, die Eltern haben einen kleinen Besitz, die Brüder sind Lehrer; sie hätte es nicht nötig gehabt, zur Fabrik zu gehen, doch sie hat zu Martha gesagt: „Wenn unser Volk wieder gesund und gut werden soll, muß es von unten herauf geschehen, und es müssen Menschen dasein, die ein gutes Beispiel geben.“

Maria Kahle

Die Arbeiterinnen

Wir wollen kein Almosen,
Wir wollen kein Mitleid.
Wir hassen sie, die mitleidigen Fingers auf uns zeigen.
Mitleid beleidigt uns.
Erwerben, verdienen wollen wir, was uns not tut.
Wir arbeiten.
Unsere Kraft, unsern Fleiß, unsere Zeit geben wir hin.
Was begehren wir dafür?
Ein Heim, das Heimat ist.
Einen gedeckten Tisch für uns und unsere Kinder.
Ein Buch, ein Lied für den Feierabend.
Und Raum,
Lebensraum, Werderaum für unsere Kinder.

Maria Kahle



Wir wollen das Gediegene

Raumgestaltung und Wohnkultur

Was ist Raumgestaltung und Wohnkultur? Natürlich wissen das die meisten; sie lesen auch darüber mit großem Interesse, kritisieren viel, bewundern dieses und finden jenes „abscheulich" und nehmen sich vor, gerade auf diesem Gebiet bei Gelegenheit geschmackvoll und vorbildlich zu sein.

Wie steht es aber im täglichen Leben damit? Raumgestaltung! Man denkt an ein Zimmer, an einen Saal, eine Halle, an eine Ecke im Raum und an die Möbel und Gegenstände, mit denen man diesen Raum ausgestalten möchte, aber in der eigenen Wohnung findet man wenig von all diesen Ueberlegungen und Plänen. Natürlich stehen nicht immer die nötigen Mittel zur Verfügung, um unsere Pläne zu verwirklichen; aber wenn es auch nur ein Teil unserer Wünsche und unseres Geschmackes ist, den wir in die Ausgestaltung unserer Räume legen, dann wird die *Art*, wie wir in dieser Wohnung zu leben verstehen, das übrige ergänzen.

Denn das *wie* wir leben, ist Wohnkultur. Wohnkultur bedeutet, dem Raum *Wesen* geben, jeden einzelnen Gegenstand lebendig werden zu lassen. Wohnkultur sollen wir täglich, ja stündlich pflegen; denn in ihr wollen wir unserem Lebensstil Ausdruck geben. Es gibt keine Ausrede, die von „wenig Zeit haben" oder „wir sind doch nur unter uns" spricht; denn erstens gehört gar nicht viel Zeit dazu, und zweitens ist es notwendig, daß wir auch Freude in das Leben „nur unter uns" bringen und nicht nur für unsere Gäste da sind. Ein wenig überlegen muß man schon und vor allem erfinderisch muß man sein; aber das ist leicht, wenn wir nur einmal den Anfang gemacht haben. —

Denken wir z. B. an den *gedeckten Tisch*. Für viele berufstätige Menschen ist die kurze Stunde der Mahlzeiten die einzige Gelegenheit, sich zu Hause bei ihrer Familie aufzuhalten. Warum soll denn gerade diese Zeit nicht so angenehm wie möglich verbracht werden, eine tägliche Freude sein?

Nicht viel gehört dazu. Gerade unsere Mädel, die im Werkunterricht unserer Führerinnenschulen in Form, Farbe, Art und Technik des Materials geschmacklich wie auch fachlich geschult werden, müssen es als ihre Aufgabe betrachten, für den schön gedeckten Tisch in ihrem Heim zu sorgen. Vielleicht setzt es anfänglich einen kleinen Streit mit der Mutter ab,

Aufnahmen: Obergau 11

wenn wir z. B. zum Morgenkaffee den runden Tisch, der sonst immer in der Mitte des Zimmers steht, in die Fensternische rücken, damit die Morgensonne ihre hübschen Fleckenmuster auf das Tischtuch werfen kann. Oder wenn wir abends nicht ausgerechnet unter der Deckenbeleuchtung sitzen wollen, sondern mit unserem Tisch zu der Stehlampe in die andere Zimmerecke wandern. Aber gerade das Licht, der warme Schein der Stehlampe bestimmen sehr wesentlich das Behagliche bei Tisch. Die Deckenbeleuchtung kann bei größeren festlichen Gelegenheiten eingeschaltet werden.

Eine wichtige Rolle für das Aussehen des Tisches spielt die Decke. Wie oft legen wir gedankenlos gerade die bunte Kaffeedecke auf, wenn wir aus den gemusterten Teetassen trinken. Wie viel schöner wäre es, wenn die lustigen bunten Tassen auf einer einfarbigen Decke ständen und die weißen Tassen auf einer bunten Decke. Außer den üblichen bunten Decken und den weißen Tischtüchern können wir doch leicht eine einfarbige Decke anschaffen, die aus silbergrauem oder beigefarbenem Geminder-Linnen selbstgefertigt in ihrer Einfachheit wertvoller ist als alle übrigen. Die kleinen Servietten nähen wir gleich dazu, oder wir nehmen praktische Papierservietten, die wir bestimmt in der passenden Farbe kaufen können, sonst aber wählen wir welche in Weiß, ohne goldene oder silberne Streifen- oder Blümchenmuster.

Wenn wir so aus Tischwäsche und Geschirr — sei es Porzellan, Steingut, Ton oder feines Glas, Seide oder Leinen — eine feine Harmonie entstehen ließen, dann bringen Blüten und Zweige natürliche Lebendigkeit in diese Harmonie. Aber Vorsicht auch hier! Der Strauß herrlichster Blumen wild durcheinander in einer riesengroßen Vase, die allen am Tisch Versammelten jegliche Aussicht versperrt, wird nie zur Schönheit beitragen, abgesehen davon, daß es geradezu grausam ist, Rosen, Nelken, Chrysanthemen oder andere solcher Blumen in eine Vase zu stecken. Wir wollen jede dieser Blumenarten einzeln in ihrer Schönheit zur Geltung kommen lassen in einer schlichten Vase.

Habt ihr schon einmal das kunstvolle Gebilde einer Rose oder Tulpe in einem einfachen Tonkrug bewundert, wie gerade durch die Einfachheit des Kruges die Blume an Schönheit gewinnt? Oder habt ihr einmal das seltsame Bild der gebrochenen Lichtstrahlen in einer Glaskugel mit Blütenzweigen beobachtet? Nicht immer müssen es wertvolle teure Blumen sein, die den Tisch zieren. Eine kleine Schale mit der weitgeöffneten Blüte irgendeiner Blume ist oft noch schöner als die hohe Vase, besonders, wenn wir zwei oder drei solcher Schalen auf dem Tisch verteilen. Ganz anders, aber ebenso hübsch wirken in ihrer Zierlichkeit Veilchen, Schlüsselblumen oder Primeln in Eierbechern neben jedem Teller. Unendlich viele Arten, den Tisch mit Blumen zu schmücken, gibt es, Platz dafür aber ist ja auf jedem Tisch.

Natürlich nicht auf einem Tisch, der über und über mit Kannen, Schüsseln und Tellern beladen ist. Selbst wenn es abends Reste vom Mittagessen gibt, kann noch Platz für Blumen auf dem Tisch sein; denn diese Reste müssen nicht unbedingt alle in einer eigenen Schüssel oder auf einem eigenen Teller gereicht werden. Viel verlockender sieht es aus, wenn auf einer größeren Platte mehrere Gemüse, Salate und Fleischscheiben schön angeordnet sind. Die Kaffee- oder Teekanne muß überhaupt möglichst vom Tisch verschwinden. Sie hat ihren Platz auf einem kleinen Anrichtetisch, zu dem die Hausfrau leicht von ihrem Platz hinüberreichen kann. Wir stellen hier auch alles übrige ab, was das geschlossene Bild des Tisches stören und ihm ein überladenes Aussehen geben würde. —

Nur versuchen müßt ihr, dann werdet ihr schon Freude am Gestalten des Tisches finden; und seine Klarheit und Einfachheit wird auch eure Mitmenschen von der Schönheit dieses persönlichen Schaffens überzeugen.

Ein Kölner Mädel.

Der rettende Lampenschirm

„Ach nee, wissen Sie, das ist ja alles ganz schön und ganz gut, aber die Mäderchen können doch nichts, und die wollen dann auch immer bedient noch werden, nee, nee, das kenn ich, das ist nichts mit so Stadtdämchen." Oh weh, eine halbe Stunde hatte ich nun schon bei dem alten Bauern gesessen und erzählt von unserem Umschulungslager . . . Von der Freude der Mädel, jetzt auf dem Land mithelfen zu dürfen . . . Und nun sollte auch dies nichts werden.

Es war so ein richtiger Bauer, mit eckigen Bewegungen, einem länglichen, wetterdurchfurchten Gesicht, klaren, ruhigen Augen, in denen ganz heimlich, so im hintersten Winkel aber doch der Schalk saß. Wir brauchten noch so nötig einige Familien, um all die Mädel unterzubringen. Dies Haus war sauber und gut in Ordnung, trotz all der vielen Landarbeit, so daß wir gern ein Mädel hierhergegeben hätten.

Es schien aussichtslos. Ich war schon im Begriff, aus der Tür zu gehen, da fiel mir plötzlich eine sehr fein geschnitzte Lampe auf, vor der ich nun noch einen Augenblick zögernd stand. Es war ein Schirm, der aus drei Kreisbogen bestand, in die je zwölf Bilder aus dem Leben des Landmannes geschnitzt waren. Der Bauer schmunzelte: „Ja, die ist schön, ist schon ganz alt; aber was das vorstellt, das wißt ihr Stadtdämchen ja doch nicht."

O, denk ich, ich will dir schon beweisen, daß wir auch etwas können, und was wir noch nicht können, das wollen wir ja von euch lernen. Ich geh also näher zur Lampe, um sie genau zu betrachten. So ganz sicher war ich mir ja nicht, ob ich nun tatsächlich etwas wußte. Aber die zwölf Bilder im unteren Kreis konnte ich ihm doch alle erklären. Da pflügte der Bauer sein Feld, da säte er, nun war das volle Kornfeld da, dann kam die Erntezeit bis zur Erntefeier, — o, ich wußte schon Bescheid.

Er schmunzelte anerkennend, zeigte dann aber auf den zweiten Kreis und schmunzelte noch mehr in der sicheren Erwartung, daß ich das nicht wissen würde. Zuerst stutzte ich und dachte: Nun ist es aus. Dann ging ich langsam rings um die Lampe und kannte mich nicht aus, bis ich dann plötzlich ein Spinnrad sah; und nun fiel mir alles ein, was ich einmal in der Schule gelernt hatte. Da war ja der Flachsbau und seine Verarbeitung gezeigt. Vom Schabemesser, vom Flachsbrechen und Flachsschwingen konnte ich dem aufhorchenden Alten erzählen.

Von der Praxis hatte ich ja keine Ahnung; und hätte mir der gute Bauer stärker auf den Zahn gefühlt, hätte ich mit all meiner Bücherweisheit ja sicher Schiffbruch erlitten. Als ich dann im oberen Kreis das Wort Morgenstunde entzifferte und ihm dann gleich den alten Spruch aufsagte: „Morgenstunde hat Gold im Munde!" da meinte er anerkennend: „Hmm, du kannst ja doch etwas." Aus dem höflichen „Sie" kam er zu dem „du", weil ich in seiner Arbeit Bescheid wußte.

Eine kleine Pause trat ein, und dann sagte er plötzlich und gab mir dabei die Hand: „Sie scheinen ja doch etwas zu können, wenn die Mäderchen auch so sind, dann schicken Sie mir mal eine." — Unser Bauer hat nun schon drei Wochen eins von unseren Mädeln, das sich alle Mühe gibt, das übliche Bild vom „Stadtdämchen" zu verwischen. Wenn ich vorbei komme und schaue, ob alles gut geht und mich mit dem Alten unterhalte, dann lacht er, so tief dahinten in den Augenwinkeln und sagt: „Aber alles könnt ihr doch nicht."

Ein kurhessisches Mädel.

Die Braune

Du bist aufgewacht, als die Kannen auf dem Hof klapperten und hast den Milchwagen fortfahren hören. Noch ganz dunkel war es . . . Nun stehst du am Fenster und siehst in die Sonne, die auf der anderen Seite des Sees langsam höher und höher über die Hügel kommt. Du denkst an die Stadt. Dort geht die Sonne auch auf, doch immer ist ein leichtes Grau davor, und sie steht über einer Häuserwand.

Hier glitzern helle Strahlen auf dem Wasser. Schwarz ist es in der Nacht. Am Morgen wird es immer heller, bis die Sonne über den Hügeln steht. Dann ist es tief blau, mit einem seltsamen Leuchten darin. — Du hast die Stadt vergessen, du weißt nicht mehr, daß du lange fort warst von zu Hause.

Wie früher auch, dreht die Braune wieder ihren Kopf, als du in den Stall kommst. Links über der großen Futterkiste hängt das Zaumzeug. „Komm, Braune, bist noch genau so dumm geblieben, drehst den Kopf immer nach der falschen Seite." Wie nun deine Hand auf dem weichen, warmen Fell liegt und du das leise Zucken darunter verspürst, läßt du das Zaumzeug fallen und mußt beide Arme um den Hals der Braunen legen. „Du, Braune, ich bin wieder zu Hause. Weißt du noch, wie ich das erste Mal zu dir kam? Da standest du draußen im Weidegarten, und ich durfte auf dir reiten. Angst hatte ich damals vor dir; ich war noch so klein gegen dich. Weißt du noch, wie wir dann später über den ersten Graben sprangen und du mich abwarfst?

Braune, du bist alt geworden, magst sicher nicht mehr über den Graben . . . Und ich, alte Braune, habe noch vor vielem Angst haben müssen. Abgeworfen wurde ich noch oft, dann war es nicht mehr so einfach, wie damals mit dir. Aber immer habe ich das denken müssen, was ich dir sagte: Wirst mich schon mal oben lassen müssen! Alte Braune, du hast hier in deinem Stall gestanden. Ich bin in der großen Stadt gewesen, und jeden Tag war etwas neu für mich . . . Komm, Alte, jetzt reiten wir in der Sonne über den Feldweg. Magst mich ruhig wieder abwerfen, Braune."

Ein Berliner Mädel.

Deutsche über der Grenze

Ich überlas da neulich ganz flüchtig die erste Zeitungsseite. Die Schlagzeilen: Laval in Warschau, MacDonald spricht im Englischen Unterhaus, Unwetter und Hagelsturm, und in der unteren Ecke: Ausschreitungen der deutschfeindlichen Tschechen in Znaim. — Ich stutzte. Znaim? Las weiter: „Angriff auf Lastautos, die Mitglieder des deutschen Sozialistenbundes werden offen angefeindet, Schießereien, eine volksdeutsche Kundgebung in Znaim wird von Tschechen gestört, Verwundete, ein Toter. Kampf der Deutschen im Ausland . . ."

Da fiel mir eine kleine Begebenheit ein. Auf unserer letzten Fahrt, in Altona in der Jugendherberge war es. Wir saßen ein bißchen müde am Tisch und studierten die Karte. Da kamen drei Jungen dazu, groß und blond und hockten sich still ans andere Tischende. Nach einer Weile fragten sie nach Wohin und Woher, und wir erzählten . . . Dann fragten wir.

Da stand der Große auf, betrachtete die Karte, tippte auf einen Punkt weit im Südosten, ein Stück nördlich über Wien und sagte: „Da sind wir her." „Znaim" las ich, machte verwunderte Augen und fragte: „Polen, aus Polen, — nein, aus der Tschechoslowakei seid ihr." Da rückte der Jüngste unwillig an seinem Stuhl und sagte heftig: „Nein, Deutsche sind wir, verstehst du, Deutsche so wie ihr, Deutsche über der Grenze, Auslanddeutsche, wie Hunderte, Tausende dort an der tschechischen Grenze und weiter unten an der Donau, im Banat, in Siebenbürgen, an der Wolga . . .

Wir nickten ein bißchen beschämt und eifrig. „Also Auslandsdeutsche", sagte Hilde, und die Drei nickten ernst. Es wollte sich plötzlich eine Kluft auftun zwischen uns . . . „Erzählt!" Eine fand das erlösende Wort.

Der Große erzählte: Von ihrem Deutschsein, um das sie kämpfen müssen, von der häßlichen Hetze und Verleumdung, von der Sprache und dem Lied, das man ihnen nehmen will in den tschechischen Schulen. Von ihrer heißen Liebe zu Deutschland sagte er nicht viel; aber man spürte sie aus jedem seiner Worte. Der Zweite sagte in bitterem Ton etwas von Deutschen, die nichts von ihrem Ringen wissen; und der Jüngste sagte, daß sie nun auf Fahrt seien, um ihr Deutschland kennenzulernen, ihr Deutschland!

Alle hatten sie nun wieder helle, frohe Jungengesichter und erzählten allerlei Fröhliches von ihrer Fahrt. Wir schauten immer noch auf die Karte. Da im südöstlichen Zipfel, weit über Wien, dort, wo das „o" stand von dem Wort Tschechoslowakei, lasen wir „Znaim", und da sind Deutsche . . .

Wir wußten: Es sind nicht Deutschlands schlechteste Söhne, die dort auf Vorposten stehen und kämpfen und — fallen. „Viele Verwundete, ein Toter — — —"

Ein Frankenmädel.

Wir halten Wacht

Altes deutsches Kulturland schließt den Südosten des Reiches gegen die anliegenden Nachbarstaaten ab. Schon seit Jahrhunderten hat dieses Stück deutscher Erde der anstürmenden Flut fremder Völker standhalten müssen. Menschen und Boden sind dabei stärker und stärker zusammen gewachsen, und Sitten und Brauchtum sind aus dem Mythos entstanden und haben sich gegen alle Widerstände der Zeit bis auf den heutigen Tag erhalten.

Zur Stunde steht diese deutsche Grenzmark erneut auf gefährdetem Posten, denn die wirtschaftliche Not der Nachkriegsjahre hat fast zur völligen Vernichtung aller Wirtschaftszweige geführt. Not und Elend sind zum besten Bundesgenossen der tschechischen Entdeutschungspolitik geworden. Dort, wo einst eine mannigfaltige Industrie und reiche Handwerkskunst von dem Fleiß und der Arbeit der Bewohner zeugten, herrschen heute Not und Elend.

Hier einen neuen Weg zum kraftvollen Aufbau zu schaffen, ist eine der brennendsten Aufgaben, die wir Ostmarkmädel zu erfüllen haben. Darüber hinaus aber gilt es, im ganzen Reich das Verständnis für den Kampf dieses gefährdeten deutschen Landes zu wecken. Die erstmalig am 2. Juli, von 17.15 Uhr bis 17.45 Uhr, im Deutschlandsender durchgeführte Ostmarkensendung des BDM. soll diesem Ziel dienen. Danach werden in verschiedenen Zeitabständen alle Reichssender die Sendung übernehmen und für ihren örtlichen Bereich senden. Kameradinnen, hört unsere Sendung und unterstützt unsere Werbung für die kämpfende Ostmark!

Mahnung

Tropfen werden Fluten,
Fäden werden Kleid,
Flüchtiger Minuten
Reih' ist all uns're Zeit.

Jahre sind wie Stunden
In des Volkes Sein.
Dennoch — die Sekunden,
Einzelner, sind immer dein!

So wie wir es halten
Jeden Augenblick,
Winzig wir gestalten
Ein gewaltiges Geschick.

Volks bist du ein Teilchen,
Darum sei bereit;
Auch an deinem Weilchen
Bebt das Schicksal uns'rer Zeit.

Halt' nichts für geringe,
Bleib' nicht seufzend ruh'n;
Denn auch große Dinge
Lassen sich im kleinen tun.

Ein Grenzdeutscher.





Auslandsdeutsche Mädel schreiben

Nicht nur die Mädel im Reiche bekennen sich zur Idee unseres Führers, sondern überall im Ausland und in den Grenzgebieten sind deutsche Mädel vom gleichen Geist und gleichen Willen erfüllt. Sie sind nicht immer in besonderen Mädelgruppen zusammengefaßt; in den weitaus meisten Fällen gehören sie zu deutschen Vereinen und Verbänden. Aber ihre Art und Haltung stimmt mit unserer überein. Leben und Arbeit jedoch sind durch Land und Volk, in dem sie leben, bestimmt. In anschaulicher Art berichten darüber zwei Briefe, die an die Obergaue Sachsen und Berlin gingen. So schreibt eine Madrider Führerin an eine Leipziger Gruppe:

„Liebe Mädel! Eben kam ich von meiner Fahrt nach Andalusien und Spanisch-Marokko zurück. Dort war es so schön, daß ich es gar nicht beschreiben kann. Die Palmen, die seltsamen, bunten Blumen, der klarblaue Himmel und dann — das Meer! Man kann es einfach nicht in ein paar Sätzen zusammenfassen, all das Schöne und doch so eigenartig Fremde. Ich erzähle Euch lieber davon, wenn ich wieder in Deutschland bin.

In Madrid hat sich viel geändert, seitdem ich Euch zum letztenmal geschrieben habe. Denkt mal, nach vieler Mühe und unzähligen Besprechungen haben wir auch hier einen BDM. gegründet. Was sagt Ihr dazu? Mit einer Handvoll Mädel fing ich im Hause des Deutschen Turnvereins in Madrid an. Ich erzählte von dem Kampf der Hitler-Jugend, von Herbert Norkus, Erika Jordan und dann von den Zielen des BDM. Da gab es so viele Fragen zu beantworten, daß die Zeit im Nu verging.

Natürlich ist nun hier sehr vieles anders als bei Euch in Deutschland, und wieviel schwerer wird den Mädeln hier alles gemacht, als bei Euch in Deutschland. Hier ist ja noch richtige Kampfzeit! Nur wer ganz fest von der Idee Adolf Hitlers überzeugt ist oder sich überzeugen lassen will, kommt zu uns und — bleibt.

Kluft können wir natürlich nicht tragen, und Abzeichen sind auf der Straße verboten. Nur im Heimabend stecken wir unsere Hakenkreuze an. Die Heimabende selbst sind wie bei Euch in Deutschland; nur daß man noch viel mehr Wert darauf legen muß, den Mädeln — es sind jetzt schon zwanzig — Deutschland näher zu bringen. Ihr Mädel in Deutschland könnt Euch ja gar nicht denken, wie es ist, wenn man Deutschland noch gar nicht gesehen hat oder nur von einem kurzen Ferienaufenthalt her kennt.

Könnt Ihr Euch vorstellen, daß es hier keinen Wald gibt, daß man nicht „auf Fahrt" gehen kann wie in Deutschland? Daß man nicht hinter einem Wimpel marschiert und nach dem Heimabend, in dem man deutsche Lieder gesungen hat, plötzlich wieder mitten im spanischen Straßenleben steht? Es ist eben alles noch neu und ein wenig fremd. Aber die Mädel arbeiten tüchtig mit und helfen, wo sie nur können. So wachsen wir allmählich zu einer immer festeren Gemeinschaft zusammen.

Oft kommt ein Mädel „bloß mal zum Zuhören"; aber sehr bald meldet es sich dann doch an. In der deutschen Schule kennen mich schon alle, und von den meisten Eltern werden wir in jeder Hinsicht unterstützt. Viele sind ja selbst Parteigenossen und freuen sich, daß auch die Mädel endlich Gelegenheit haben, in der Bewegung mitzuhelfen.

Uns fehlen oft bei der Arbeit deutsche Bücher und deutsche Zeitschriften. Ihr glaubt nicht, wie wir uns freuen würden, wenn Ihr uns welche schicken würdet! Wir sind schon alle gespannt auf Euren nächsten Brief. Er ist immer das Schönste vom Heimabend, weil er uns von Deutschland erzählt. Heil Hitler! Eure Stubs."

So schreibt ein deutsches Mädel aus Madrid. Von einer ganz anderen Umwelt und doch wieder von dem gleichen Willen zur Einsatzbereitschaft berichtet ein Schanghaier Jungmädel. Es schreibt dem Obergau Berlin:

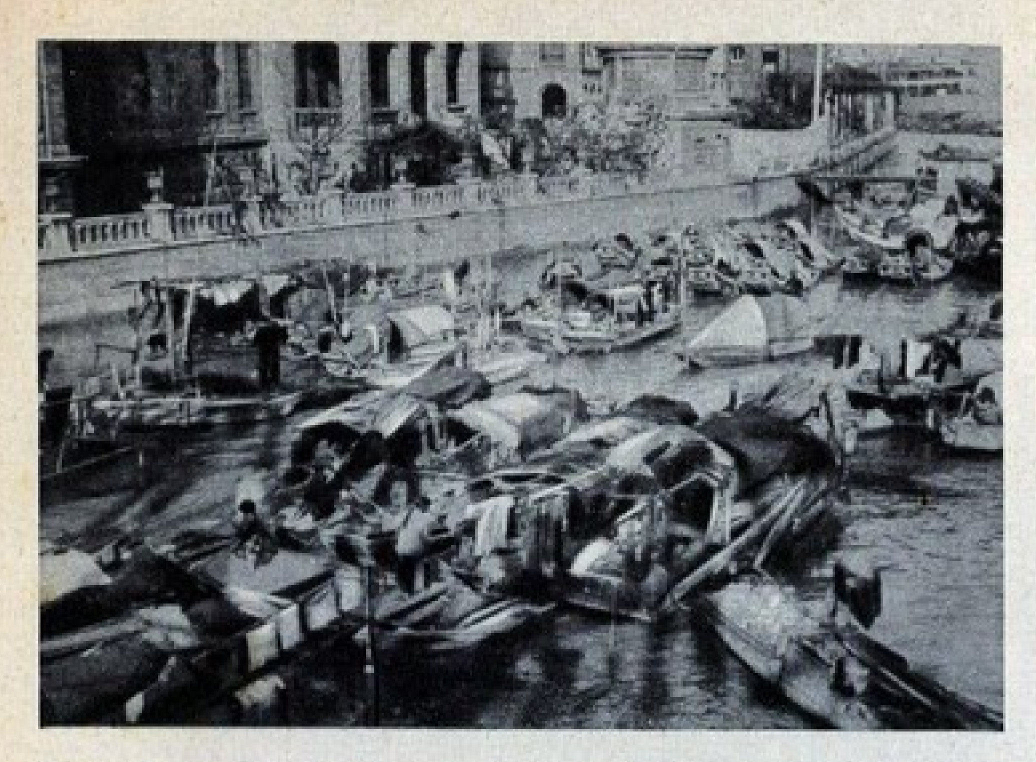
„Liebe Kameradinnen! Der Standort Schanghai der HJ. entstand im Dezember 1933. Er war somit der erste Standort der HJ. in ganz China. Es folgten ihm aber sehr bald: Tsingtau, Tientsin und Hankow. Allerdings ist Schanghai, bedingt natürlich durch die größte deutsche Gemeinde in China, stets der größte Standort geblieben.

Augenblicklich stehen 65 deutsche Mädel in den Reihen des BDM. Sie gliedern sich in drei Mädelschaften und drei Jungmädelschaften, die natürlich nicht die gleiche Stärke haben wie eine Mädelschaft in der Heimat. Tientsin hat eine JM.-Schaft und eine Mädelschaft. Hankow und Tsingtau haben je eine JM.-Schaft. —

Nun aber zu unserem eigentlichen Brief: Heute, auf dem Heimabend, haben wir den Entschluß gefaßt, unseren Kameradinnen daheim im Reich einmal etwas von unserem Treiben in der Schanghaier HJ. und von China selbst zu erzählen. Ein paar Mädel haben wir ausgesucht, damit sie Euch etwas schreiben. Eine davon bin ich nun.

Ja, was interessiert Euch denn wohl am meisten. Ich denke, es ist das Beste, wenn ich gleich von dem anfange, was ich vor ein paar Minuten gesehen habe, nämlich auf dem Weg vom Heimabend nach Hause.

Ich wohne ganz am Rande der großen Stadt. Nahe bei unserem Hause liegt ein Dorf. Da haben die Jungen eben mit einem kleinen Gummiball Fußball gespielt. Wißt Ihr, als Tore benutzten sie vier Waschkörbe. Ein paar andere ließen



Oben: Dschunken auf den Gewässern Schanghais
Unten: Rikscha-Kulis in den Straßen von Tientsin



Aufnahmen: Atlantic

ihre Drachen steigen. Hier hat jede Gegend ihre eigene Drachenfigur. Bei uns in der Vorstadt haben die Drachen die Gestalt von Raubvögeln. In der Stadt selbst sind es Papiervierecke mit drei langen Schwänzen. Auf dem Lande sieht man häufig Tausendfüßler, die am Abend mit Laternen behangen werden. Das sieht sehr fein aus.

Wenn ich morgens meine halbe Stunde mit dem Rad zur deutschen Schule fahre, komme ich immer zunächst an ein paar ärmlichen Hütten und alten, chinesischen Hügelgräbern vorbei. Aber dann fängt sehr schnell die richtige Großstadt an, die, wenn sie nicht so entsetzlich schmutzig wäre, mit ihren Wolkenkratzern, Läden und Kinos einer europäischen Großstadt sehr ähnlich sähe.

Hier darf man nicht aus der Leitung trinken oder in einen ungewaschenen Apfel beißen; sondern nur abgewaschenes Obst und gekochtes Wasser können ohne Gewissensbisse genossen werden. Sonst kann man gleich einen Entschuldigungszettel wegen Typhuserkrankung zur Schule schicken.

Ja, Schule! Wir haben nämlich auch eine deutsche Schule. Vor kurzem haben wir ihr 40jähriges Jubiläum gefeiert. Der Unterrichtsbetrieb läuft bei uns genau so wie im Reich; aber wenn wir im Garten turnen, klammern sich immer bis zu hundert Chinesen an den Zaun, um zuzusehen. Es sind meistens Rikschakulis, Straßenverkäufer und Dienstboten.

Die Kulis kennen jeden Schüler. Wenn die Schule zu Ende ist, bieten sie ihren kleinen Wagen immer denjenigen an, von denen sie wissen, daß sie am meisten bezahlen. Oft laufen sie einem ganze Straßen nach. Die Chinesen sind überhaupt merkwürdig, alles ist verdreht! Auf den Straßen müssen die Fahrzeuge sich links halten, die Trauerfarbe ist Weiß; und das Merkwürdigste ist, daß die Mädel Hosen, die Jungen aber Röcke tragen. Komisch, nicht?

Aber wißt Ihr, es ist gar nicht leicht, über China zu schreiben, wenn man in China lebt. Wir sehen das chinesische Leben jeden Tag; und es fällt uns gar nicht auf, wenn ein Trauerzug mit lautem Gedudel vorübermarschiert, oder ein Zauberkünstler auf der Straße seine Kunststückchen zeigt. —

Nun aber zur HJ. Ich denke, es ist alles wie bei Euch im lieben Deutschland. Wir haben Heimabende, singen, machen Fahrten und lernen Volkstänze.

Früher lebten wir in regem Verkehr mit den Mädeln der anderen europäischen Einwohner oder sogar mit den jungen Chinesen. Jeder Zusammenhalt der deutschen Jugend in Schanghai fehlte. Aber jetzt kommt einmal Freitag nachmittag ans Deutsche Eck, da könnt Ihr die Schanghaier Hitler-Jugend sehen!

Jetzt gehen wir fast jeden zweiten Sonntag auf Fahrt. Unterwegs machen wir oft Fahrtenspiele, und zwar zum größten Vergnügen der chinesischen Landbevölkerung, die sich immer halbtot lachen will, wenn sie uns im Graben herumkrauchen sieht . . . Nächstens geht es auf Großfahrt — Hurra, wir freuen uns alle schrecklich — nach W u s i c h.

Wusich liegt an dem größten See unserer Umgegend, dem Taihu; d. h. was man so auf Chinesisch „Umgegend" nennt, — 150 Kilometer von hier. Es liegt auf halbem Wege nach Nanking. Leider müssen wir mit der Bahn fahren. Die Autostraße, die vor kurzem eingeweiht werden sollte, ist wie immer nicht fertig. Sie ist überhaupt noch kaum befahrbar.

Vor zwei Stunden haben wir einmal eine Probefahrt gemacht, sind aber nach 500 Metern eiligst wieder umgekehrt. Ueber die Hälfte der Strecke ist Sandboden. Das Baumaterial muß mit Lastwagen fuhrenweise herangeholt werden; daher werden die gerade einigermaßen fertiggestellten Strecken durch den ständigen Lastwagenverkehr immer wieder verfahren. Es tritt also nie ein langsames Erhärten ein, sondern bis jetzt gleicht der „bearbeitete Teil" einem aufgelösten Brei. Da müssen wir nun freilich die zeitraubende Fahrt mit der Bahn machen.

Im übrigen haben wir jeden Mittwoch vom BDM. aus Kochunterricht, Gemüsesuppe, Kartoffelsuppe und die allbeliebte Nudelsuppe kann ich schon kochen . . .

Eben habe ich mir meinen Brief noch einmal durchgelesen. Ob Ihr sehr viel über unser Leben in China entnehmen könnt, weiß ich nicht. Er ist vielleicht etwas zu allgemein gehalten. Aber tröstet Euch auf das nächste Mal! Wenn wir von unserer Fahrt nach Wusich zurückkommen, schreibe ich Euch ganz bestimmt etwas darüber.

Ich denke, wenn Ihr Euch sagt, daß im fernen China deutsche Mädel sind, die dasselbe starke Wollen für unser Deutschland fühlen, das Euch bewegt, dann müßt Ihr doch recht stolz und froh sein. So froh und stolz, wie wir hier unter unserer Verpflichtung stehen.

Herzliche Grüße allen Kameradinnen und ein frohes Heil Hitler!
von einem Schanghaier Jungmädel."

Wenn einer fällt . . .

Des Schicksals Flügelschlag
Umbraust Dein Sein;
Ein Hoffen, scheu und zag
Klingt Dir darein.

Wenn einer strauchelt, fällt
Bei hartem Lauf —
Wir bauen unsre Welt
Von neuem auf.

Ein Einzelner zerbricht! —
Was liegt daran?
Wir zünden unser Licht
Von neuem an.

Das Uebermaß des Leids
Zermalmt uns nicht.
Wir tragen unser Kreuz
Durch Nacht zum Licht!

E i n A u s l a n d s d e u t s c h e r.

Männer nach der Mandschurei zu gehen. Auch diese Einrichtung ist bezeichnend für die japanische Auffassung: Die Mädchen tun an diesen Hochschulen schon heute Dienst für das neu erschlossene Siedlungsland, sie werden ausgerüstet mit allem praktischen Wissen und ferner gesundheitlich auf das andere Klima vorbereitet. Eines Tages werden sie die Frauen ihnen heute noch unbekannter Japaner in der Mandschurei sein und dann dort ihren Dienst für die Volksgemeinschaft fortsetzen, indem sie auf friedliche Weise das Gebiet völlig erobern.

Sport und Körperertüchtigung waren für die japanischen Mädchen nach der Befreiung der Frau, die das neuzeitliche Leben bei aller Wahrung der Tradition mit sich brachte, eine Selbstverständlichkeit. Man sieht diesen kleinen, puppenhaften Figuren nicht an, welche Zähigkeit sich in ihnen birgt; es ist jene Zähigkeit im Festhalten an einmal Begonnenes und seiner Durchführung, der letzten Endes ganz Japan seine Erfolge verdankt. Dem Idealbild des Kriegers — dem auch Glaube und Religion Verehrung und Anerkennung bezeugen — streben in ihren naturgegebenen Grenzen auch die Mädchen nach. Japans Mädchengeneration ist kriegerisch wie das ganze Volk. Die gleiche hohe Pflichtauffassung vom Dienst am Volksganzen macht die gesamte Jugendbewegung — soweit man hiervon in Japan in unserm Sinne überhaupt reden kann — schlagkräftig und einsatzbereit.

Stand bei der Betrachtung der englischen Jugendbewegung Tradition und alte Generation der revolutionären Bewegung der Jungen feindlich gegenüber, so sind hier in Japan bei gleicher Wahrung und Würdigung des Althergebrachten Alte und Junge dennoch e i n s. Es ist das Einfühlungs- und Anpassungsvermögen der Aelteren in neue Zeitströmungen einerseits, andererseits aber die in der Tradition wurzelnde und von ihr selbst gutgeheißene Jugenderziehung durch Familie und Schule, die das bewirkt. Japaner sein heißt eben dem Volke dienen in j e d e m Alter, in j e d e m Geschlecht und an j e d e m Platz, den das Schicksal anwies! — J. v. K.



Oberes Bild: Eine der vielen Luftschutzübungen, die das ganze Volk schulen wollen. Die untere Aufnahme zeigt eine japanische Mädchenschulklasse beim Tankunterricht





Oben: Mädchen beim Stockfechten, einem Sport, den die ganze Jugend meisterhaft versteht. Unten: Unaufhaltsam schreitet die militärische Ausbildung der japanischen Mädchen vorwärts





Oberes Bild: Japanische Fliegerinnen, die eine Amerikanerin (Mitte) ausbildet. Die untere Aufnahme zeigt den japanischen Kriegsminister, General Uraki, beim Abschreiten der Front



Aufnahmen: Associated Press



Aufnahme: Barbara Soltmann

Dein Vaterland heißt Deutschland; liebe es über alles und mehr in Taten als in Worten. Fordere für Dich nur Pflichten, dann wird Deutschland auch wieder Recht bekommen.

Joseph Goebbels

Sinn und Wesen unserer Lager

Von Lydia Schürer-Stolle,
Jungmädelsachbearbeiterin in der RJF.

Wenn ein Jungmädeluntergau sich zu einem großen Treffen zusammenfindet, so geschieht das aus den verschiedensten Erwägungen der Führenden heraus als eine Notwendigkeit der Arbeit: es gilt in diesen Tagen, die selbstverständliche Kameradschaft der kleinsten Einheit zu einer lebendigen Gemeinschaft des Ganzen zusammenzuschließen; es heißt in diesem Treffen, das Ausdruck werden zu lassen, was ureigenstes Wesen unseres Jungmädellebens ist, um so den Stolz, den Ernst und die Freudigkeit in jedem Mädel zu vertiefen, um so das Wissen um die eigenbedingte Haltung zu festigen. Ein solches Lager legt das wahrste Zeugnis ab vom tatsächlichen Wollen und Schaffen; es ist Ausdruck und Ansporn. —

Ein Beispiel soll es verdeutlichen: Wir fahren durch die Mark, durch die Berliner Untergautreffen. Nachmittags fahren wir aus Hitze und Schwüle der Großstadt heraus, gegen Abend liegt das einfache märkische Gutshaus mit den alten Bäumen und dem hohen Einfahrtstor vor uns. Rechts und links vom Wege steht das Getreide schon hoch im Halm; und wenn der Abendwind darüber streicht, weht ein feiner Duft zu uns herüber.

Wir gelangen über den lindenbestandenen Dorfplatz auf den Gutshof. Im großen Viereck liegen hier die Ställe und Scheunen, in denen die Jungmädel ihr Strohquartier bezogen haben. Tadellose Ordnung herrscht in diesem Lager, in dem jedes Ding seinen besonderen festen Platz hat, in dem jedes Mädel spürt, was in dieser Gemeinschaft Zucht und Eingliederung bedeutet.

Auf dem Hof begegnen uns Jungmädelführerinnen mit den verschiedensten farbigen Streifen um den Arm. Das sind die Mädel, die bei diesem Treffen einen besonderen Dienst zu versehen haben: Kochkommando, Verpflegungsstelle, Quartieramt, Ordnungsdienst, Aufmarschleitung. Jede Führerin hat Mädel, die ihr bei ihrem Dienst helfen. Man hört kein lautes Rufen, keine Unruhe und kein Hasten, und trotzdem wickelt sich der Tageslauf in pünktlicher Ordnung ab.

Wir durchwandern das Lager und treffen die Jungmädel bei den verschiedensten Arbeiten: Plakate und Wegweiser werden befestigt; Gestelle zum Aufhängen der Kochgeschirre werden gebaut; Affen und Brotbeutel werden säuberlich ausgerichtet und die Schuhe davor gestellt. Alles ist tätig, ehe am Abend der Einklang des Lagers beginnt.

Wir gehen mit der Lagerführerin hinaus auf die Koppel am See. Auf einer freien Anhöhe steht der Fahnenmast. In einer Stunde wird hier die Fahne gehißt werden, und die Führerin wird über den Sinn des Treffens, über die Grundgesetze, die über dem Lager stehen, zu ihren Mädeln sprechen. Wenn in den Scheunen und Ställen schon alles im festen Schlaf liegt, dann werden die Mädel, die zwei Stunden Lagerwache für die anderen halten, hier unter ihrer Fahne zusammenstehen.

Wie wir von unserer Anhöhe aus über den See und die reifenden Felder in den Abend hinaussehen, denken wir an unsere Mädel. Aus dem Osten Berlins, aus engen, grauen Häusern, aus dunklen Höfen sind sie gekommen. Mit schmalen, blassen Gesichtern sehe ich sie vor mir, aber mit Augen, in denen Erwartung und Freude liegen.

Heute abend werden diese Mädel, von denen viele nur die menschenüberlaufenen Sonntagsausflugsorte kennen, im langen Zug durch das Dorf an den Feldern vorbei zum Dorfplatz ziehen, um dort unsere Lieder zu singen. Wir wissen, daß es nicht einfach sein wird, eine Verbindung zu schaffen zwischen den Mädeln der Großstadt und den märkischen Dorfbewohnern. Aber wenn wir am späten Abend alle zusammenstehen unter den Dorflinden und unser Schlußlied aufklingt „Kein schöner Land", dann haben unsere Jungmädel erfahren und gespürt, was das heißt. —

Zwei Tage sind die Jungmädel nun im Lager, und aus dem Stolz: „unsere Jungmädelschaft" — ist das starke Gefühl „Wir Jungmädel" geworden. Es ist alles so selbstverständlich. Beim Wettkochen, beim Kompaßmarsch, beim Sportwettspiel, beim Singwettstreit und beim Fahrtenspiel da reißt sich jede Gruppe zusammen in dem Willen, als Sieger aus dem Wettstreit hervorzugehen; da packt ein ungeheurer Stolz auf die eigene Jungmädelschaft, auf die eigene Gruppe die Mädel. Es ist der glücklichste Augenblick, wenn sie ihre Siegerpreise erhalten, wenn die übrigen zur „Siegerehrung" angetreten sind.

Es ist ein gemeinsames Lachen und Toben bei der Festwiese, auf der die einzelnen Jungmädelschaften das zeigen, was an Frohsinn und Einfällen unter ihnen lebendig ist. Ueber all diesen Wettkämpfen aber steht der Stolz der Mädel auf ihre eigene festgefügte Jungmädelschaft, oder es wird der Wille in ihnen lebendig, eine solche Kameradschaft zu werden.

Morgens stehen sie als Untergau unter ihrer Fahne. Jede Wimpelträgerin geht vor, läßt ihren Jungmädelschaftswimpel unter der größeren Fahne. Ein Wind faßt das Tuch und läßt alle Wimpel im gleichen Rhythmus knattern . . . In der Morgenfeier ahnen die Mädel das, was größer ist als ihre Gemeinschaft, was uns eine Aufgabe stellt in unserem Volk und unserem Land. Die Mädel rücken dann schweigend ab. Unter der Fahne und bei den Wimpeln bleiben zwei Mädel zurück.

Die Morgenfeier ist ein gemeinsames Erleben — der Weg zum Feuer ein gemeinsamer Wille. Als Höhepunkt des Lagers steht das Feuer vor den Jungmädeln; gleichzeitig aber ist es der Ausklang dieser Tage. Morgen in aller Frühe werden die Gruppen einzeln auf Fahrt ziehen. Der ganze Jungmädeluntergau marschiert geschlossen und schweigend zum Feuer. Von der Straße klingt der gleichmäßige Schritt wider, die Wimpel flattern im Wind.

Hoch und steil schlägt das Feuer auf. Die Mädel sitzen im großen Kreis, erleben zum ersten Male an einem Feuer eine wahre Gemeinschaft, die sie alle umfaßt. Ein Lied nach dem anderen klingt auf. Als dann das Feuer niedriger brennt, fängt eine an zu sprechen und sagt etwas aus unserem Leben heraus. Sie weiß, daß ihrer Geschichte alle Mädel folgen, daß sie sie mit ihren Worten zusammenzwingt, weil sie aus unserem Jungmädelleben erzählt . . . Aus Zucht, Kameradschaft und Willen sind wir eine Gemeinschaft geworden, die einen Weg geht.

Fahrt oder Partie?

Stups, Jungmädelschaftsführerin, schiebt mit viel Geduld und weniger Geschick ihr schwerbeladenes Rad durch den engen Hausflur. Da öffnet sich eine Tür, und Else tritt in ihrem neuen hellblauen Seidenkleid heraus, den hellgrauen Staubmantel über den Arm und den Strohhut auf das schön frisierte Haar gedrückt.

„Wohin soll denn die Partie gehen?“ fragt sie wohlwollend. Stups zieht die Stirn kraus und antwortet kurz: „Wir gehen auf Fahrt!“ Sie hält nicht gerade freundlich die Tür auf. Aber während sie sich aufs Rad setzt, erhellt sich ihr Gesicht bereits wieder. Zwei Tage Fahrt mit den Kameradinnen liegen vor ihr; das ist wahrhaftig ein Grund, um froh zu sein! Ob sie auch nichts vergessen hat? Schwer genug ist der Affe!

Am Treffpunkt sind die anderen schon versammelt. Sie sehen noch einmal nach dem Gepäck, schnallen die Affen fester auf, pumpen Luft nach . . . Nun kann es losgehen! Sie haben mächtigen Gegenwind, müssen sich tüchtig anstrengen und kommen nur mit Mühe vorwärts. Aber gesungen wird trotzdem!

Jetzt geht es einen Waldweg entlang. Da heißt es, sich flink bücken, um unter den Zweigen hindurchzukommen, und aufpassen, damit man auf dem schmalen Steig keinen Baum mitnimmt. Langsam wird es dunkel. Drüben schimmern schon die Lichter der Jugendherberge. Nun noch eine kleine Wettfahrt, und schon ist das Ziel erreicht! Auch die anderen Jungmädelschaften der Gruppe sind da.

Stups muß das Abendbrot fertig machen; sie kann die Schnitten so fein gleichmäßig schneiden! Die anderen decken den Tisch mit ihren Bechern und schmücken ihn mit den Blumen, die sie unterwegs fanden. Das wird ein feiner Abend. Die Glieder sind müde, aber die Gedanken sind wach und frisch; und die Lieder klingen noch lange in die Nacht hinein.

Am nächsten Tag holen sie alle Mädel des Dorfes zusammen und singen und tanzen mit ihnen. Die Gruppenführerin spricht zu ihnen vom Sinn des nationalsozialistischen Mädelbundes, von der fröhlichen Kameradschaft und von dem Dienst an Deutschland. Da wollen auch die anderen für immer dabei sein. — — —

Auch Elise hat sich auf ihre Wochenendpartie begeben. Sie hat viel zu tragen: den Koffer mit den belegten Brötchen, das Luftkissen und das Grammophon mit den vielen neuen Platten. Endlich ist sie am Omnibus angelangt, wo sie leider noch eine Weile auf ihre Freundin warten muß. Dann steigen sie in den überfüllten Bus. Elise bindet sich sorglich das blauseidene Halstuch um, damit sie keine Influenza bekommt, denn das Wetter ist noch tückisch! Die Stunden im neuen Gartenrestaurant sind ungemein erlebnisreich! — — —

Am nächsten Nachmittag schiebt Stups ihr Rad wieder durch den Flur. Sie ist müde und braun, die Hälfte der Bräune kann allerdings auch Staub sein — — —

Elise hat einige Gras- und Limonadenflecke im Hellblauseidenen; und einen von den hohen spitzen Absätzen hat sie ganz und gar verloren — — —

„Hast du dich gut amüsiert?“ fragt sie matt.

„Danke, es war sehr ordentlich!“ sagt Stups.

Ein Kurmarkmädel.

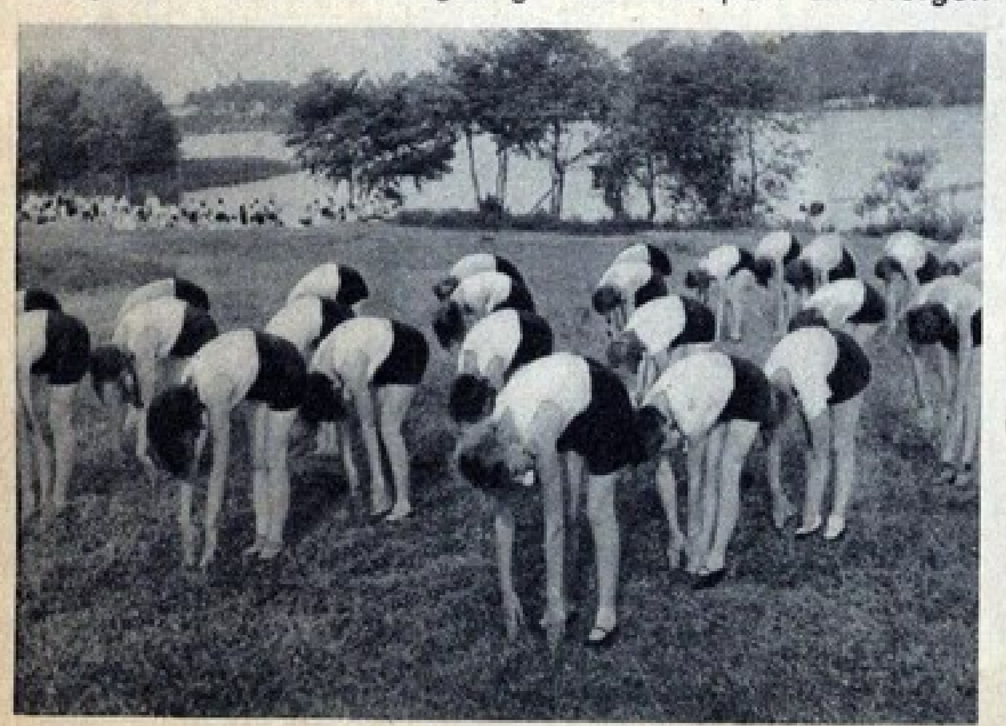
Brief aus dem Lager

Liebe Trude, war das fein, als Berlin hinter uns lag. Hier draußen am See läßt es sich vielleicht arbeiten . . . Alles ist eingeteilt. Jeder muß helfen, daß das Lager immer tadellos in Schuß ist. Hast Du schon einmal gezeltet? Drüben die Nachbargruppe liegt in Scheunen. Schade, daß Du nicht auch hier bist. Hier kommt man aus dem Singen und Lachen und Sichfreuen gar nicht heraus. Zwischendurch wird natürlich auch tüchtig gearbeitet: Lagerdienst, Sport, Fahrtenspiel. Da muß jeder tüchtig ran; denn unsere Führerin paßt scharf auf, daß keine kneift.

Und Farbe kriegt man hier! Jeden Tag scheint die Sonne, so daß wir noch brauner werden. Man wird uns sicher daheim am Wedding gar nicht wiedererkennen. „Fast als wären wir an der See gewesen“, meinte gestern Hanne, die schon mal in Hamburg war, und die es also wissen muß. Aber nun will ich Dir einmal etwas aus unserem Lagerleben erzählen:

Das war so mit das Feinste im Lager: Das Wettkochen! Zehn Gruppen waren wir und jede Gruppe dachte dasselbe: Der Hordenpott! Den müssen wir kriegen. Der Hordenpott war nämlich der Preis. Ein sehr ordentlicher Preis sogar.

Lustige „Generalreinigung“ und Frühsport am Morgen



Antreten zum Essenfassen — ein gern gehörtes Kommando



Und so sah man den ganzen Vormittag aus zehn Kochlöchern Qualm und Rauch — und manchmal auch Feuer . . . Und ein Gekribbel war rings um die Kochlöcher! Nicht etwa nur der Kochdienst — bewahre! Buchstäblich: Die ganze Gruppe kochte! Christa, Käte und Inge stocherten im Feuer, Lotte hob immer wieder den Deckel hoch (wahrscheinlich, damit genügend Ruß zur Verzierung hineinflog). Zwei schnitten voll Begeisterung die Würstchen in Scheiben . . . Alles übrige schleppte Kochholz — oder hockte über unserm „Großen Geheimnis". —

Else versuchte immer wieder, bei den anderen zu spionieren. Aber überall herrschte größte Wachsamkeit . . . überall waren die Deckel fest zu. Endlich eine Meldung: „Drüben, Gruppe 2! Du, was ganz Feines! Grieß mit Stachelbeeren!" — „Donnerwetter! Achtung, jetzt muß es gleich kochen. Mehr Holz her! —" Else kam wieder angerannt: „Gruppe 7 ist fertig! — Schneller!" Baffi pustet aus Leibeskräften „damit's besser brennt!" Käte und Christa mußten abgelöst werden. „Rauchvergiftung" stellte unser Medizinmann befriedigt fest. War aber nur halb so schlimm! „So, jetzt noch Butter her! Die Würstchen rein! . . . Hurra, unsere Nudelsuppe ist fertig!"

Und jetzt . . . aus dem Hintergrund schleppten Berber und Reiß — so nennen wir zwei aus unserer JM.-Schaft — unseren zweiten Hordenpott an. Feierliche Stille: Das „Große Geheimnis" wird aufgedeckt: Obstsalat!!! Ein großer Hordenpott bis an den Rand voll Obstsalat! Apfelsinen, Aepfel, Backpflaumen, Rosinen . . . aus allen Affen zusammengesammelt! Und Zucker. 3 Pfund!!

Dann kam die „Hohe Prüfungskommission". Sehr würdig. Guckte ernsthaft in die Nudelsuppe — dann in den zweiten Pott . . . und . . . vergaß plötzlich völlig ihre Würde . . . und stürzte sich auf unseren Obstsalat! . . . Er war merklich zusammengeschmolzen, als man zur nächsten Gruppe ging . . . Prüfungskommission ist doch ein nahrhafter Beruf! —

Den Preis-Hordenpott hat dann zwar eine andere Gruppe bekommen, aber eine feine Sache war das Wettkochen doch. Eine sehr feine Sache sogar! Ich könnte Dir noch hundert Seiten schreiben. Aber gleich ist die Freizeit vorbei. Dann müssen wir antreten zum Sport. Heil Hitler! Deine Ursel.



Die „Hohe Prüfungskommission" beim Wettkochen im Lager
Links: Lydia Schürer-Stolle, die JM.-Sachbearbeiterin in der RJF.



Oben: Eine fröhliche Gruppe sieht beim Lagerzirkus zu
Unten: Jungmädel beim täglichen Ordnungsdienst im Lager

Aufnahmen: Barbara Sollmann

Jungmädel erzählen

Von denen, die kämpfen

Auf Fahrt sind wir, schon viele Tage. Eine kleine Schar Jungmädel ... Wir haben gespart und „organisiert" und es tatsächlich fertigbekommen, unseren größten Wunsch zu erfüllen: Wir konnten auf Fahrt gehen — auf Großfahrt. Wir laufen durch Masuren. Heiße Sonne brütet auf den Sandwegen, die Luft über den weiten Seen flimmert. Manchmal will eine von uns stöhnen, — „ist das heiß!" — manchmal singen wir, doch meistens laufen wir still nebeneinander. Wozu reden, wenn doch alles so neu, so fremd und so schön ist!

Am Nachmittag liegen wir an einem Waldrand, gucken in den Himmel und freuen uns, nicht laut, sondern so im Stillen ... Es ist ganz, ganz ruhig um uns; Grete schläft sogar ... Da höre ich, den Weg entlang ein Klappern kommen — ein Wagen? Nein, das klingt doch anders. Ich richte mich auf, die andern machen es ebenso. Den Weg vom Dorf her kommen ein paar Frauen. Ihre hellen Kopftücher blenden im Licht. Sie tragen Eimer und Blechtöpfe, und bei jedem Schritt klingen die zusammen. Sie sind jetzt ganz nahe. Wir wissen, sie gehen zum Blaubeerenlesen. Als sie dicht vor uns sind, sehen sie uns und nicken uns zu. „Tag!" „Heil Hitler!", sagen wir, und hören deutlich, wie eine von ihnen vor sich hin sagt: „Haben die es gut!"

Wir liegen wieder ganz still. Jede hat eigene Gedanken — und dann richtet sich eine auf, greift stillschweigend zum Brotbeutel und nestelt ihren Becher los. Wir gucken erst, dann haben wir begriffen und machen es ebenso. Unsere Affen verstauen wir gut, unser großer Fahrtentopf muß mit, und bald sind wir eifrig beim Beerenlesen. Nach einer ganzen Weile fragt eine: „Wieviel kostet eigentlich der Liter?" „20 Pfennig!", dann lesen wir stumm weiter. Beere um Beere, — wieviele braucht doch ein Liter! Und der kostet dann 20 Pfennig.

Als unser Topf voll ist, gehen wir zu den Frauen hinüber ... Ob wir den jetzt in ihren Eimer ausschütten könnten? Sie sehen uns erstaunt, verständnislos an; und eine von uns sagt: „Die sollen für Sie sein." Da nickt die Frau, — es ist dieselbe, die vorher fand, wie gut wir es hätten, und reicht uns ihren Eimer. „Dann helft uns nur!" Wir lesen dann stumm weiter. Es ist ungewohnte Beschäftigung, und der Rücken tut uns weh; aber keine sagt's der andern.

Als die Frauen nach Hause wollen, sind alle Eimer und Töpfe voll; die Frauen gucken uns nachdenklich an: Wo wir noch hinwollten!? — „Eigentlich noch bis L., aber dazu wird's jetzt schon zu spät sein. Vielleicht können wir hier im Dorf in einer Scheune unterkommen?" „Bei mir!" Die eine sagt's, und wir folgen ihr dankbar, müde und ein bißchen erwartungsvoll ... Das Dorf sieht aus wie alle Dörfer in Masuren: Niedrige Holzhäuser mit bunten Gärten davor, eine sandige Dorfstraße und ein blinkender See dahinter ...

Der Hof von Frau Plaga liegt mitten im Dorf. Die Scheune ist groß — wir werden schon Platz finden! Am Abend sitzen wir vor dem Haus und singen, Ruth begleitet auf der Flöte. Die Frau sitzt still auf der Bank, der Bauer neben ihr. Er hat eine kurze Pfeife zwischen den Fingern, ein braunes, verwittertes Gesicht und ganz helle, wache Augen. Die beiden hören uns zu, und dann nimmt der Bauer die Pfeife aus dem Mund: „Gut habt Ihr's, daß Ihr so durch die Gegend ziehen könnt. — Es ist doch besser geworden mit unserer Jugend — sie guckt nicht erst immer nach draußen, sondern sieht sich erst die Heimat an!"

Wir sind ganz still. Dann nach einer Weile redet der Bauer weiter: „Seit 1707 steht mein Haus hier, unterm Großen Kurfürsten ist es aufgebaut, das hat schon viel gesehen!" Während wir eng zusammenrücken und in den Himmel sehen, der immer dunkler wird, erzählt er uns: Vom schweren Mühen hier, jahraus, jahrein, vom Fischen und Holzfällen, vom Pflügen und Säen. Ein Leben wächst vor uns auf, ganz einfach — aber voll zwingender Härte und schwerster Arbeit. Ein Leben, das reich war — so reich, wie es nur die Menschen leben können, die mit wachen und klaren Augen in alles Geschehen blicken .. „Und das ist dann das Schönste, — wenn überall auf den Feldern das Korn reift, wenn die Aehren sich tief zur Erde beugen, und so voll Segen sind. Wenn ich dann durch die Felder gehe, mir ist dann immer, als müßte ich beten ..."

Unvermittelt erzählt er dann vom Krieg. „Uns hatten sie verschont; aber überall rundherum brannten die Höfe ... war der Himmel rot vom Feuerschein. Wie eine böse Horde kamen die Russen, ließen nichts leben auf ihrem Weg, schlugen sogar Frauen und Kinder tot. Ich marschierte damals bei Lötzen. Wußte nicht, ob nicht auch mein Haus verbrannt war. Aber ich habe es immer brennend vor Augen gesehen, glaubte Frau und Kinder erschlagen — furchtbare Wochen waren es, bis ich dann wußte, daß ich verschont geblieben war! So viele andere starben damals ohne Sinn ... Eltern, Frauen, Kinder der Kameraden neben mir. Wir haben nicht viel geredet damals. Aber jeder wußte, daß er kämpfen mußte bis zuletzt."

Bis zuletzt kämpfen, — ganz dunkel ist es, und viele Sterne stehen über uns. Wir geben unseren Gastgebern die Hand. Als wir schon im Stroh liegen, sagt eine ganz ruhig: „Die Leute hier kämpfen doch immer noch für die Heimat. Mit Arbeit und Mühen und ihrem harten Leben. Wir müssen wohl noch viel lernen." —

Am anderen Morgen ziehen wir weiter. Sonne liegt auf allen Wegen, ein weiter, großer Himmel spannt sich über uns. Wir wandern weiter ins Neue und Schöne, — in die Heimat.

Ein Ostlandmädel.

Mitten im Meßtrubel

Ich stehe auf der überfüllten Plattform der Straßenbahn. Ab und zu stößt mich Inge, die ihren Wimpel fest in der Hand hält, an: „Müssen wir hier nicht aussteigen?" Wir können nichts sehen, vor uns, hinter uns, neben uns versperren uns breite Männerrücken die Aussicht. Alle, die hier auf der Plattform stehen, tragen das kleine graublaue Abzeichen am linken Kragenaufschlag: Alles Meßbesucher, Meßfremde ... Verstohlen mustere ich meine Umgebung. Das ist sicher ein Franzose, und dort unterhalten sich zwei Italiener so schnell, daß man kaum den Mundbewegungen folgen kann.

Plötzlich wendet sich ein großer Herr an uns, der uns schon lange musternd angesehen hat und sagt lächelnd: „Ah, die Amazonen of Germany!" Zuerst sieht er in zwei erstaunte Gesichter. Amazonen, wir? Wir müssen lachen; doch dann fangen wir an, zu erklären, was das überhaupt ist: BDM. Zum Glück versteht der Engländer gut Deutsch, und so ist es nicht so furchtbar schwer, ihm alles verständlich zu machen.

In der inneren Stadt wird die Straßenbahn fast leer, hier sind die meisten Meßhäuser, das Ziel aller Meßfremden. In den Leipziger Straßen wimmelt es wie in einem Ameisenhaufen, wir werden vorwärts geschoben. Ab und zu schnappt man Sprachbrocken auf. Spanisch, Französisch, Polnisch ...

Auf dem Markt ist plötzlich zwischen den aufgebauten Papp- und Holzreklamekulissen, zwischen runden Glashäusern, in denen Staubsauger und Schreibmaschinen vorgeführt werden, zwischen den wimmelnden Menschen, etwas ganz anderes zu sehen. Mitten durch das Gewühl und Durcheinander kommt plötzlich eine straff ausgerichtete Schar von Mädeln, die sich mit Fackeln im Halbkreis aufstellt. Die Lautsprecherübertragung, die von einem Holzturm aus die Klänge eines Walzers über den Markt geschickt hat, bricht plötzlich ab. Es

ist, als ob ein Loch in die Tonkulissen des Meßverkehrs gerissen worden wäre. Alle Leute drehen sich um. Ist etwas geschehen? Die Mädel haben sich enger gestellt und fangen nun an, zu singen: „Auf hebt uns're Fahnen . . .“ Der Verkehr stockt. Alle die „businessmen“, die sich eben noch mit Kaufbedingungen für Maschinen, Spielwaren, Preisen von Kragenknöpfen, Autos und Küchenmöbeln beschäftigt haben, bleiben stehen. Sie können nicht vorbeigehen an diesen Mädeln, die hier mitten in dem Meßtrubel singen . . .

Der Ring um die Mädel wird enger. Immer mehr Menschen drängen sich heran; staunend und verwundert nehmen die Ausländer das Bild auf, und noch verwunderter hören sie zu. Aber heute singen die Mädel auch besonders gut, viel besser als sonst zu dem monatlichen Marktsingen, weil sie wissen, daß sie mit ihrem Lied und ihrer Haltung hier vor den Ausländern Zeugnis ablegen für die gesamte Jugend Deutschlands. Weil sie wissen, wie man sie jetzt beurteilt, so wird das Bild sein, das man sich vom BDM. macht. Und sie zeigen wirklich mit ihren Liedern: „Seht, so sind wir . . .“ Man kann es auf den Gesichtern lesen, daß sich niemand dem Eindruck dieser singenden Mädel entziehen kann.

Es werden Zettel verteilt mit Noten und Text — es heißt ja „öffentliches Marktsingen“, das Publikum soll mitsingen. Inge, unsere Dirigentin, hat sicher noch nie eine so seltsam zusammengesetzte „Singschar“ um sich gehabt. Dort stehen Bürofräulein, ein Stift im weißen Mantel, Eltern, Kaufleute, ein Japaner. Dort beugt sich ein Pimpf mit einem alten Mütterchen zusammen über ein Notenblatt; sie sagt zu uns: „Das ist emol was anners als Tormblasen!“ Ein Pimpf neben mir sagt selbstvergessen: „Dunnerlitzchen“. Das ist Anerkennung! Wir sind ganz froh. Jetzt fallen außer den Stimmen der BDM.-Mädel auch immer mehr die der Umherstehenden ein, der Chor wird immer größer . . .

Das letzte Lied ist verklungen, die Mädel stellen sich schnell auf — doch die Zuhörer wollen nicht weggehen. Warten sie auf eine Zugabe? Unter ihnen steht auch — unser Engländer aus der Straßenbahn. Er winkt uns eifrig zu, dann sagt er: „Now I can understand you much, much better!“

Ein Sachsenmädel.

Draußen bei Kunersdorf

Sonntag in Frankfurt. Nach der Führerinnenbesprechung gehen wir nach Kunersdorf hinaus. Durch den bunten Schwarm der sonntäglichen Spaziergänger marschiert straff die Jungmädelschar. Heller Sonnenschein, junges Grün, blühende Bäume. Links die Oderwiesen weit, ganz weit und grün . . . Hier paßt Storms Wort: „Man sieht in die Ebene wie in die Unendlichkeit hinein.“ Rechts flache Sandhöhen. Am Abhang unter Kiefern setzen wir uns um die Karte und hören, wie es zu der Schlacht kam.

Drüben auf jenem Vorsprung der Trettiner Höhen stand Friedrich der Große am Vorabend der Schlacht bei Kunersdorf und versuchte, sich Klarheit über das Gelände zu schaffen. Wo jetzt die Oderwiesen liegen, hinderten damals Sümpfe und Bäche den Anmarsch der preußischen Truppen. Gelände, das jetzt von fern wie eine glatte Fläche wirkt, hatte in Wirklichkeit Einschnitte und Hohlwege, die sich später bei der Schlacht als unvorhergesehene Schwierigkeiten auswirkten. Friedrich des Großen mangelhafte Geländekenntnis war einer der Gründe, die den Verlust der Schlacht herbeiführten.

Dann steigen wir auf den Hügel, von dem der König die Schlacht leitete, links vor uns das Dörfchen Kunersdorf mit seinem hohen schlanken Kirchturm, geradeaus das schmale Plateau, auf dem die Preußen den Russen und Oesterreichern entgegenzogen. Jetzt steht ein Mal von Feldsteinen auf diesem Hügel als einziges sichtbares Zeichen, das an jenes Geschehen erinnert. Auf dieser Erde fielen 18 000 Preußen. — — —

Wie eigen das ist — hier stehen wir inmitten des friedlichen, blühenden Landes, auf dem sich einst ein Stück preußischer Geschichte abrollte. Fast 200 Jahre ist das her, und doch ist das Geschehen uns ganz nah. Immer war die Ostmark Stätte des Kampfes, immer mußte sie sich verteidigen. Darum lieben wir dieses Land so sehr, weil es Jahrhunderte immer wieder mit deutschem Blut erkämpft und mit deutschem Schweiß uns rechtlich zu eigen gemacht wurde. Ostmärkische Jugend kennt die Verpflichtung, die sich daraus ergibt! —

Das war unser Erlebnis von Kunersdorf. Es gab uns mehr, als lange Vorträge uns hätten geben können.

Ein Kurmarkmädel.

Nordseefischer

Mit schwerem, wiegendem Gang kommt er die kleine Dorfgasse entlang, steuert auf das Sieltor zu, um dann mit einigen gewichtigen Schritten das kurze Stück hinunter zum Hafen zu gehen. Ebbe ist gerade. Das Fischerboot liegt träge auf Backbordseite, ringsum Watt. Nur ein schmaler, sonnenbeschienener Priel verrät die Fahrtrinne, die draußen von der Nordsee her zu diesem so ein wenig verlorenen Hafen führt.

Einige Möven stoßen mit gellem Schrei hinunter auf diesen langen, leuchtenden Wasserstreifen. Der Fischer hebt seine breite, wettergebräunte Hand, beschattet seine Augen und schaut seewärts. Weit drüben, rechts am Horizont ist eine winzige Rauchfahne sichtbar. „Ein Handelsdampfer . . . Engländer!“ sagt der Fischer im Vorübergehen zu uns Jungmädeln. Er kennt uns; denn seit acht Tagen haben wir drüben hinter dem Deich in der Jugendherberge unser Lager.

Nun schwingt er sich mit ein wenig steifen und doch so sicheren Bewegungen hinunter in das Boot, hockt am Heck nieder und beginnt langsam und bedächtig, Netze zu flicken. Ganz langsam, fast unmerklich naht die Flut. Lautlos läuft das Wasser über das Watt hin. Jetzt umspült es das Boot, das sich allmählich aufrichtet. Viel lebendiger sieht es nun aus im kleinen Fischerhafen; denn Sonne und vor allem der Wind, der leicht vom Osten herüberstreicht, fangen sich im Wasser, bringen Farbe und Bewegung hinein. Immer aber noch sitzt der Fischer am Heck seines Bootes. Nur den Blick auf die Netze gerichtet, zieht er langsam und bedächtig Faden um Faden hindurch . . .

Ein Württemberger Mädel.

Rasse im Alltag

Friedel und Els stehen vor einem Schaufenster. Photoapparate sind darin zu sehen und dahinter wundervolle Bilder, die man mit solchen Apparaten knipsen kann: Skifahrer in den Bergen, und ein wenig verträumt in die Welt schauen. „Schön — sagt Els. Sie ist die Kleinste der beiden, mit braunen Haaren und braunen hellen Augen, die ein wenig schelmisch und ein wenig verträumt in die Welt schauen. „Schön“ — Wenn ich mir wünschen dürfte, was ich wollte, dann wünschte ich mir einen Photoapparat!“

Friedel neben ihr, mit den widerspenstigen blonden Zöpfen, lacht hell auf. „Nur einen Photoapparat? Wenn du dir wünschen dürftest, was du wolltest?“ Uebermütig blitzen die blauen Augen: „Wenn ich mir wünschen dürfte, was ich wollte, dann wünschte ich mir die ganze Welt!“

„Nö“, schüttelt Els den Kopf, „die ganze Welt, die wünschte ich mir nicht.“ — „Warum denn nicht?“ Die Blondzöpfe fliegen in den Nacken; das ganze Mädel ist Spannung und Unternehmungslust . . . Aber achselzuckend wendet sich die kleine Braune zum Gehen: „Die ganze Welt? — Die kriegte ich ja doch nicht!“ —

Ein Frankenmädel.



Es war einmal ein kleines Spulchen. Es sah fast so aus wie eines, das eure Mutter zum Nähen braucht, nur daß es noch größer war. Das war an einer großen Maschine, aus der all die schönen Stoffe kommen, die zu Kleidern vernäht werden.

Das kleine Spulchen gehörte zur Maschine wie ein Kind zu seiner Mutter. Es war aber ein sehr unartiges Kind, und die Maschine war manchmal recht traurig und weinte. Dann liefen dicke Oeltropfen über die blanken Walzen, und die Menschen sagten: Die Maschine schmiert, weil sie es ja nicht wissen konnten, daß das Tränen waren.

Das Spulchen war von einem bösen Neid geplagt, der ihm alle Vernunft nahm. Es wollte gern stark und mächtig sein, so wie der große Kolben, den es immer vor Augen hatte. Der war blank und schlank und bewegte in ruhigem Stolz ein großes Schwungrad. Immer und immer wieder mußte es zu ihm hinübersehen. Mund und Augen riß Spulchen auf, wenn es ihn anstaunte, und so kam es natürlich oft vor, daß es dabei seine Arbeit ganz vergaß und daran Schuld war, wenn auf einmal der Faden riß, den es aufzuspulen hatte.

Spulchen tat dann vor Schreck einen kleinen Schrei; aber in dem Getöse, in dem nicht einmal die Menschen ihre Worte verstanden, wurde das überhört. Die Arbeiterin, die auf Spulen aufzupassen hatte, merkte fast immer erst den Schaden, wenn schon eine Menge Garn verwirrt war. Aergerlich sagte sie schließlich: „Diese Spule taugt nichts mehr. Sie muß ausgewechselt werden. Ich werde es dem Maschinenmeister sagen".

Das war so streng gesagt, daß der Mutter Maschine vor Schreck ein paar Tränen über die Walzen kullerten; denn keine Mutter gibt ihr Kind weg, auch wenn es noch so ungezogen ist. Derb wischte die Arbeiterin über die Walze und sagte halblaut: „Elende Schiererei". Geduldig hörte die Maschine alles mit an und dachte nur daran, wie sie ihr Kind bessern könnte.

Das aber schlug alle guten Worte in den Wind und rief: „Ich will nicht mehr kleines Spulchen heißen, ich will ein großer Kolben sein. Alle Fremden, die die Fabrik besuchen, staunen ihn an, und der Fabrikherr sagt dann immer ganz feierlich: ‚Das ist die Hauptsache hier und hat mächtig viel Geld gekostet'. Und die Arbeiter behandeln ihn ganz vorsichtig. Ich dagegen werde herumgestoßen, mich sieht kein Mensch! Ich will auch den Fremden gezeigt werden!"

So sprach Spulchen fortan fast jeden Tag. Die Maschine, die immer so schön blank war, wurde vor lauter Kummer ganz blind. Die Lehrmädchen gaben sich alle Mühe, die Maschine blank zu kriegen. Da sie aber die Maschine nicht verstehen konnten und nicht wußten, daß sie von innen heraus trübe war, bekamen sie vom Meister viel Schelte; denn er glaubte sie wären faul und wollten sie nicht ordentlich putzen.

So zog die ganze Geschichte ein Unglück um das andere nach sich. Eines Abends, als alle Maschinen ruhten und ein Sonnenstrahl den großen Kolben noch einmal golden aufblinken ließ, wurde es mit Spulchen ganz toll. Es jammerte und wurde von solchem Neid geplagt, daß keiner mehr einen Rat wußte. Einige Maschinen murrten schon und riefen: Man solle Spulchen wegwerfen, aus ihm würde ja doch nichts Ordentliches, und es würde nur allen Schande machen.

Unglücklicherweise lag gerade an dem Abend neben Spulchen die Putzwolle, die wegen ihrer scharfen Zunge allgemein gehaßt war . . . Die flüsterte Spulchen immer zu, es solle nur tüchtig Lärm schlagen und alle anderen Spulen mit aufhetzten, damit sie gemeinsam dem eingebildeten Kolben zu Leibe gingen. Dann würden sie groß und mächtig werden, und Spulchen wäre dann die Größte und Schönste in der ganzen Fabrik.

Mitten in den Lärm hinein sprach auf einmal der Kolben mit ruhiger, tiefer Stimme: „Was seid ihr für ein dummes Volk! Spulchen, wenn du nicht wärst, dann würde kein Garn aufgespult, und dann könnten die Maschinen kein Tuch weben, und ich brauchte nicht das Schwungrad zu drehen; denn dann gäbe es ja für mich kein Tuch aufzurollen. Es muß jeder seine Pflicht an dem Platz erfüllen, an den er gestellt worden ist!"

Aber Spulchen hörte mehr auf das Zischeln der Putzwolle, die sich von Herzen freute, ihr Gift wieder einmal ausspritzen zu können. Alle anderen hatten eingesehen, daß der Kolben recht hatte. Die Putzwolle aber redete sich so in Hitze, daß sie auf einmal Feuer fing. Erst kamen nur kleine Rauchwölkchen, dann aber schlugen gleich darauf die Flammen lichterloh heraus. Das Feuer hatte gute Nahrung; denn die Wolle lag ja unmittelbar daneben, so daß Spulchen laut zu jammern anfing.

Das hörte der Wächter. Er kam schnell gelaufen, und als er das Feuer sah, goß er einen großen Kübel Wasser auf die Maschine. Als das kalte Wasser auf Spulchens heiße Hände kam, schrie es laut auf; denn der Schmerz war unerträglich. Es gab einen Knacks — und Spulchen war mitten entzweigesprungen. Der armen Maschine brach fast das Herz, als sie das mit ansehen mußte.

In der längsten Nacht, die Spulchen je erlebt hatte — denn es konnte vor Schmerz nicht schlafen — kam es zur Einsicht. Es erkannte, daß jeder auf dem Platz, wo er nun einmal hingestellt worden ist, seine Pflicht tun muß, und, daß es ganz gleich ist, ob man gesehen wird oder nicht. Hauptsache ist, daß man die aufgetragene Arbeit getreulich verrichtet. Aber war es mit dieser Einsicht nicht zu spät? Spulchens Kopf sank vor Reue und Kummer immer tiefer . . .

Am nächsten Morgen packte eine rauhe, schwielige Hand das Spulchen, so daß es schon glaubte: jetzt käme das Ende. Sehnsüchtig warf es noch einen Blick auf seinen Arbeitsplatz und schloß dann ganz fest die Augen, um wenigstens nichts sehen zu müssen. Aber es kam nichts. Verwundert macht es die Augen auf, da war es in einer Werkstatt. Plötzlich wurde ihm etwas Heißes auf den Leib gedrückt, Hände strichen glättend darüber — —

Auf einmal merkte es, daß es keinen Sprung mehr hatte; nur eine Narbe zeigte an, wo er gewesen war. Die Menschenhände trugen es wieder zurück und steckten Spulchen auf seinen alten Platz. Außer sich vor Freude hüpfte es fast darauf. Ein bißchen fühlte es noch den Schmerz in der Naht, aber dann begann es sich lustig zu drehen, und bei jedem Mal Umdrehen faßte es neue gute Vorsätze.

Mutter Maschine strahlte. Sie war glücklich, daß Spulchen wieder da war. Im Nu war sie blank, und alle im Maschinenraum sahen freundlich auf Spulchen, das eine so harte Lehre bekommen hatte. „Schadet gar nichts, schadet gar nichts", meinte eine Maschine, die irgendwie mit Spulchen verwandt war und sich das schon erlauben konnte . . .

Und so dreht es sich heute noch fleißig. Wer sich die Narbe einmal ansehen will, der muß mit in die große Fabrik kommen. Ich will sie ihm gern zeigen.

Ein Zwickauer Mädel.

Die Rache des Seekönigs

„Tief unten im See, mitten unter den grünen Algen, wohnt der Seekönig. Groß ist sein Reich. Ueber Wasser, Pflanzen und Tiere herrscht er. Herrlich ist sein Hofstaat, Nixen mit silbernen Krönlein und dunkle Wassermänner hören auf sein Wort und harren seiner Befehle . . . In seinen Armen fängt er das Blau des Himmels ein und läßt es im See widerspiegeln. Aber wenn dann die Sonne untergeht, tanzen die Nixen über dem Wasser im glühenden Rot — das ist des Seekönigs großes Fest.

Finster rollt er seine Augen, und weithin dröhnt seine Stimme, wenn Unheil auf der Welt geschehen ist. Dann heult der See, wirft schäumende Wogen ans Ufer und wehe, wenn ein Kahn mit dem Sturme kämpfen will — unerbittlich zieht es ihn in die Tiefe." — Groß schauen viele Jungmädelaugen mich an, ungläubig die einen, mit einem leisen Schaudern die andern. „Ob es wirklich einen Seekönig gibt?" —

Heiß war der Tag; nun geht die Sonne unter. Rot glüht die breite Wolkenbank im Westen, rot glüht der Himmel, wie das weite, weite Meer . . . Ein weißes Segel steht am Horizont, nun glüht auch dieses, überstrahlt gleich den Schneebergen drüben von diesem Licht . . . „Ob nun die Nixen tanzen?" —

„Seht nur, wie die Krönlein rot leuchten!" — „Ach du, das gibt's einfach nicht. Seekönig und Nixen gibt's nur im Märchen! Mach' uns nichts vor!" — „Du, jetzt bist Du aber still, Du kennst doch die Geschichte vom Nebelmännchen drüben am Ueberlingersee, das ist bestimmt ein Vasall des Seekönigs, und Du willst doch nicht bestreiten, daß jene Geschichte wahr ist!", meint Lotte. „Essen, Essen!", tönt es vom Hause herüber, der Küchendienst hat sein Werk vollendet! — Vergessen sind für kurze Zeit Seekönig und sein Reich.

Die Fahne sinkt am Mast. Dunkel liegt der See, schwarz ist der Himmel, soll ein Wetter kommen? Der Tag war schwül und heiß. Verstohlen wandert manch Auge hinaus auf das Wasser; man sieht das andere Ufer nicht. „Ob der Seekönig wohl grollt?", fragt Inge, unsere Jüngste, als sich alle in die Betten verziehen. „Unsinn!", ruft wie auf Kommando Schlafsaal 6, das sind die „Gescheiten"; sie lachen Inge aus . . . Ruhe im Haus. Nur im Schlafsaal 6 gibt's keine Stille, Lachen und Kichern, emsiges Ueberlegen und Vorbereiten . . .

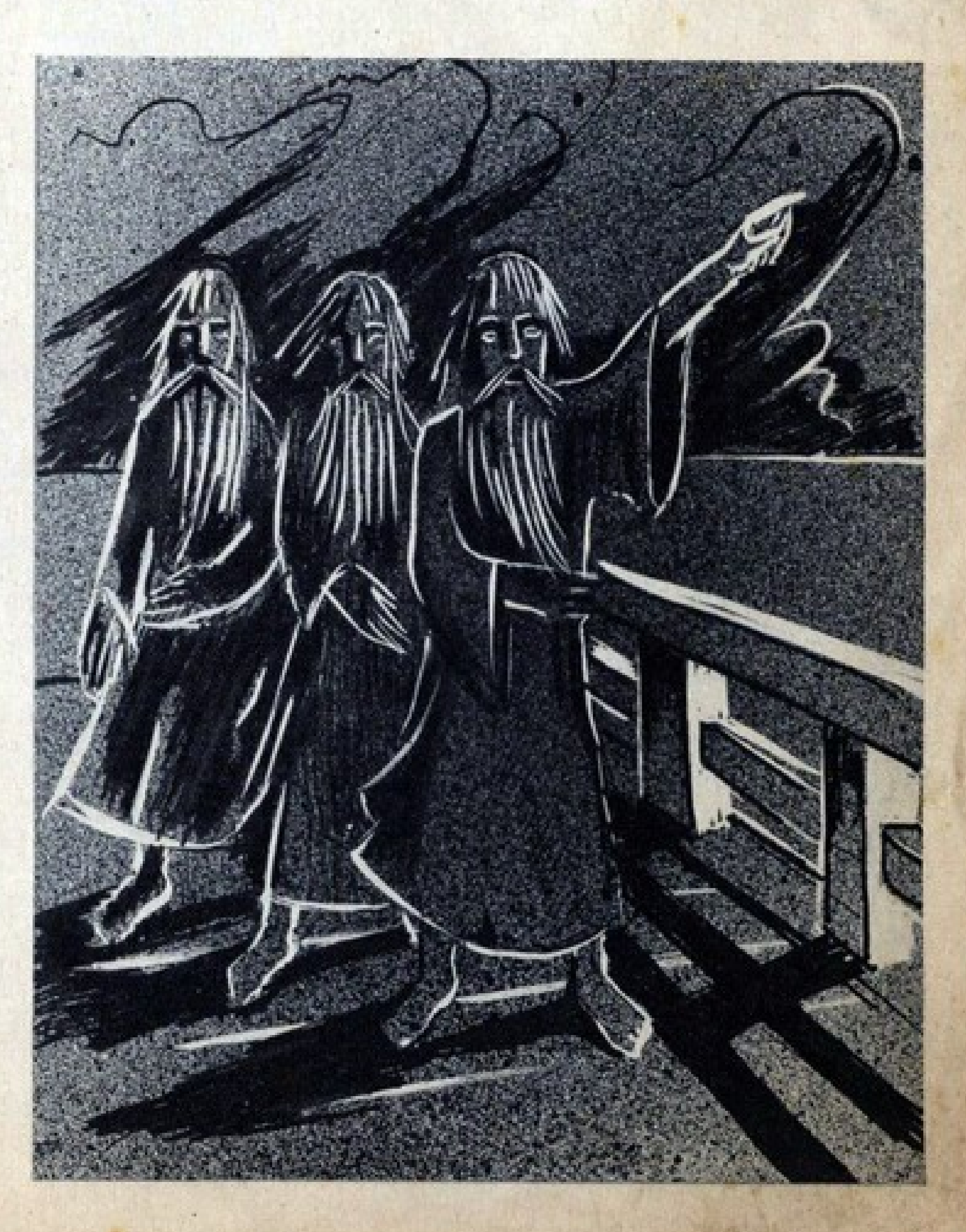
Aus dem dunklen See steigt eine hohe Gestalt. Ein schwarzer Mantel umhüllt sie; aus Schilf und Algen ist der lange Bart, und nur die Augen rollen und glühen. Nicht die hellen Nixen begleiten ihn, sondern schwarze Wassermänner. Eine eigenartige Musik umklingt die seltsamen Wesen, die nun langsam dem Hause zuschreiten, die Treppen hinauf . . . ! In Inges Schlafsaal ist es mucksmäuschenstill; die Musik ist schon zu ihnen gedrungen — nun geht die Tür auf . . . ! Eine Donnerstimme: „Mitkommen!" Keine rührt sich.

Nun hat sich auch noch draußen der Wind aufgemacht, saust um das Haus, durch die Pappeln, und laut klatschen die Wellen ans Ufer. — Stille! Da packen die Wassermänner energisch zu, und bald bewegt sich der Zug hinunter zum See. Voraus der Seekönig, dann in Trainingshosen ein paar Jungmädel, die festgehalten werden . . . In Linie müssen sie am Ufer antreten; da helfen keine Fluchtversuche, dunkel und hoch ragt auf dem niederen Bootssteg der König.

Nun beginnt das Gericht! Drohend klingt die Stimme: „Ihr habt nicht an mich geglaubt, nicht an den Herrn des großen Bodensees, nicht an euern Herrn; denn das bin ich, solange ihr hier euer Lager habt, solange ihr hier auf dem Wasser rudert und solange ihr gleich meinen Fischen in silbernen Fluten schwimmt. Geschmäht habt ihr mich, und darum grollt der See, darum gebühret euch Strafe!"

„Wehe, wehe!", murmeln die Wassermänner . . . „Wehe, wehe!", raunt der See . . . Ein Jungmädel nach dem andern wird auf den Steg geführt, muß niederknieen, und mit eiserner Hand taucht der Seekönig ihm den Kopf ins Wasser. Da nützt kein Schreien und Boxen und Racheschwören der Jungmädel. — „Zum Hause kehrt!" Zehn nasse Jungmädel laufen so schnell sie können ins Haus . . . Der Seekönig mit seinem Gefolge aber „versinkt" wieder im Bodensee.

Ein Karlsruher Mädel.





Aufnahme: Jutta Selle

Lütt Anthje Witt

Wir hockten im Kreis, ich erzählte Geschichten aus dem Hümmling. Da war die wunderliche Geschichte vom Schäfer, der auf einem Bein stand, die ganze Nacht, und die Sterne am Himmel zählen wollte. Ich blätterte in meinem Fahrtenbuch und zeigte dabei Bilder von den kleinen ostfriesischen Dörfern, die abgeschlossen von der Welt, weit hinter den Sandhügeln liegen. Dann kramte ich das Bild von lütt Anthje Witt vor, da stand sie. Anthje Witt, den großen Blumenkranz im Haar. So sah sie immer aus; wie eine kleine Königin lief sie zwischen Himmel und Erde. Da wollten sie alle etwas von Anthje Witt hören, und ich packte die Sachen zusammen. —

Das war also im Hümmling, ich wohnte bei dem großen, reichen Marschbauern. Da kam um die Mittagszeit eine „Buerdeerne" auf die „Deele". Lütt Anthje Witt? Sie trug einen vollen Sack auf der Schulter, der war ihr wohl schwer geworden, und sie stellte ihn an die offene Deelentür und lehnte sich ein wenig an. Einige saftige Grashalme und Kleeblätter fielen heraus aus dem groben Sack. Die wurden bald von Anthje eifrig aufgesammelt, eines davon steckte sie durch die feine Spitze am Kleid, es war eine blühende Kleedolde. Da kam der Alte mit drei Schritten durch die Deele auf Anthje zu, strich mit seiner großen, runzeligen Hand über ihr Gesicht und lachte sein „bärbeißiges" Lachen. Er mußte wohl etwas von mir gesprochen haben; denn ich sah einen blonden Kopf durch die Tür, der nickte, und ich nahm es als Gruß auf und hielt dem lütt Anthje meine beiden Hände hin.

„Un wi gaohn nao Anthje jährn Huse . . ." Anthje Witt wohnte draußen in der Heide, in der alten zerfallenen Strohkate, die uralt ist. Darin lebte der Trenk, der tagsüber im Moor war, und dann war da noch die „olle Beßmoder", die die beiden versorgte. Das Dach hing windschief und tief, fast bis auf den Boden, so daß die Fenster wie blinzelnde Augen aussahen. Anthje mochte keine Kinder, weil sie alle wieder wegliefen, wenn sie mit ihnen spielte, und sich alle vor der einsamen Weite hier fürchteten. Kühe und Pferde hatte Anthje nur ein einziges Mal gesehen; das war, als sie mit Trenk zum Zuidersee hinübergefahren war. Heidschnucken, die kannte sie; meist rief sie die Tiere sogar mit Namen, wenn der alte Schäfer die Beßmoder besuchte und seine Herde sich an der Kate sammelte. „Dat Anthje kann nix anners äs met Blömekes spiälen, Leddkes singen äs dat jähr Moder ümmer deih, un dem Trenk sin Karren trecken", sagte die Alte. Anthje lachte hell; es gehörte zur Strohkate, zu den roten, leuchtenden Blumen im Garten, dieses Lachen, manchmal war es fein wie zerbrechliches Glas, und der Wind trug es mit sich fort.

Man konnte sie in der Ferne erkennen an dem flächsernen Haar, das heller leuchtete als die Sonnenblumen. Ich habe Anthje oft besucht. Einmal saßen wir lange auf dem Heidhügel, und da habe ich ihr dann von uns zu Hause erzählt. Daß wir auch weite blühende Heide haben, daß viel reiche Bauern bei uns wohnen. Ich erzählte ihr von den westfälischen Höfen; und dann wunderte sich Anthje, daß es so große Städte gab. Sie hatte nie etwas von unseren Bergwerken gehört. Ich habe ihr dann von unseren Heimabenden erzählt, von den Jungmädeln, und ich habe ihr die schönsten Lieder vorgesungen, die mir einfielen . . . „Kiek lütt Anthje Witt, de Welt ist vel gröter äs de Heide, vel gröter äs dat Dörkpen, men se laupet all meest wier trügge, wenn se dat dao buten seihn häwt!"

Da oben auf dem Heidhügel habe ich den Kranz gebunden, und ihn der lütt Anthje auf den Kopf gesetzt; da hat sie der Trenk auf beide Arme gehoben und sie auf seinen breiten Händen zur Beßmoder gebracht. „Beßmoder, wi hävt auk ne Künigin in use Heide!" rief er und stellte Anthje vor den Spiegel hin. „Süh, dat ist Anthje Witt, de hätt dat nun to seggen hier." Und Anthje machte einen tiefen Knicks und verneigte sich vor ihrem Spiegelbild.

Ob die Leute in der Stadt auch so einen Kranz tragen, hat sie mich gefragt. Ja, wenn die Jungmädel jetzt alle hier bei Anthje Witt wären, müßten sie auch einen bunten Kranz im Haar tragen . . . Ob die Jungmädel nicht kommen könnten, fragte sie weiter, und ich mußte ihr nachher versprechen, daß ich mit euch wiederkäme, wenn die Heide wieder blühen würde. —

So erzählte ich den Jungmädeln . . . „Zeig mal, das lütt Anthje Witt, ich habe sie noch nicht gesehen, die muß wohl sehr schön ausgesehen haben!" ruft alles auf einmal . . . Ich habe nachher ein zerknittertes Bild von unserem Heimabend mit nach Hause gebracht.

Ein Westfalenmädel.

Heides Ziehharmonika

Heide ist ein sehr musikalisches Jungmädel, und wir glauben alle fest, daß sie darum auch so große „Hörhörner" hat. Die beiden Haarflechten sitzen nämlich stramm an dem runden Kopf und die beiden großen Ohren noch strammer, das heißt, sie stehen etwas weiter ab, als es sonst gewöhnlich bei den Menschen der Fall ist.

Die Mutter von Heide ist daheim an der alten Holzbalge. „Geh endlich los mit deinem Gequietsche, ich bin's leid." Aber die Heide macht ein zu ernstes Gesicht, so daß man ihr eigentlich nie recht böse sein kann. Fertig zum Jungmädeldienst sitzt sie auf dem kleinen Bock und tastet die weißen Knöpfe an der Ziehharmonika leise ab, daß dabei die Töne aus dem Kasten nur so quietschen. Es springen die seltsamsten Töne aus dem Quiekebühl; manchmal klingt es wie ein jämmerliches Klagen, dann blieb der Ton im Hals stecken. Aber Heide ist stolz, daß sie mit zur Musikschar gehört.

„Weißt du, Mutter, das ist auch Dienst am Volk, wenn du dir das immer anhörst, das ist Dienst für die Jungmädel, und die sind doch das Wichtigste!" Die Mutter lacht, beugt sich über das Becken. In den vielen hundert Seifenblasen spiegelt sich ihr lachendes Gesicht. Die Aermel hat sie hochgekrempelt, das Wasser läuft fettig am Waschbrett ab; und Heide hat schon einen weißen Schaum auf der Nase, weil sie die vielen lachenden Augen der Mutter in den Seifenblasen suchte. „Du, ich seh dich da drin!" — „Wahr ist's, die Jungmädel sind das Wichtigste!" denkt die Mutter und schon ist Heide draußen, ruft noch von der Treppe herüber: „Wir lernen heute ein neues Lied, das mußt du dir nachher einmal anhören . . ."

Die zur Musikschar gehören, sitzen alle im Heim. In der einen Ecke hat sich Heide mit der Ziehharmonika breit gemacht. Die Blockflöten sitzen vorn. Einige wollten den Treckebühl erst nicht dabei haben, weil der so nach „gingel gangeli" klingt. Aber in den Augen der Heide saß der Schalk, und den wollten sie alle gerne mit dabei haben. So kamen sie einmal in der Woche hier zusammen.

Das neue Lied von den Fähndelein wollten sie heute spielen. Die Töne kamen eigentlich gar nicht so gequetscht heraus aus dem Kasten. Das war lustig, wie aus einer Wunderkiste gelockt; und der Rhythmus des Liedes ist der Heide in die Beine gerutscht, die baumeln nun lustig im Takt, und auch die „Stärtkes" gehen mit.

Zu Hause ist alles still geworden, nur das Wasser platscht wohl ab und zu. Später sitzt die Mutter hinter dem großen Haufen Strümpfe. Wenn die alle heil werden sollen, dann kann das eine lange Weile dauern. Heide wird ihr dann das neue Lied vorspielen; sie wird ihr beim Stopfen helfen, so gut es ein Jungmädel kann. Es wird allerlei musikalisches Flicken geben, und die Mutter wird mit dem Kopf schütteln über so ein seltsames Ding von einem Jungmädel . . .

„Döndelum, dideldumdei, der Fähndelein und der sind drei . . ."

Ein Württemberger Mädel.

Jungmädel am Mikrophon

Im Münsterland gibt es ein kleines Dörfchen, Schapdetten. Es liegt so mitten in der Weite und zwischen sommergrünen Wäldern. Eine Straße führt von Tillbeck herauf. Es sieht aus, als wenn uns die Straße geradewegs dahin führen wollte, wo in der Weite des Münsterlandes ganz fern am Horizont Erde und Himmel zueinander kommen.

Nun macht die Straße eine Biegung und ist plötzlich nicht mehr einsam: Räder und lachende Jungmädel. Wir sind da! Eines nach dem anderen hopst vom Rade, führt sein Rad auf den Bauernhof und lehnt es an eine Wand. Es ist etwas Besonderes mit den Jungmädeln los. Sie sehen umher, und schon haben sie etwas Ungewöhnliches entdeckt: Ein Auto und zwei fremde Männer. Dahinten klettert sogar einer im blauen Kittel am Telegraphenmast herum. Das steht sicher in Verbindung mit diesem Radio. Begina hat ja gesagt, daß sie im Funk sprechen sollen. Mehr können die Jungmädel vorläufig leider noch nicht feststellen. Aber sie sind gespannt, nichts entgeht ihren Blicken.

Der Tag ist heute kühl. Da geht man doch lieber hinein in die Küche, in der Reginas Mutter ein Feuer angemacht hat. Lustig prasselt das offene Herdfeuer. Der Rauch zieht oben an Würsten und Speckseiten vorbei in den Kamin. Die alten Truhen stehen wie immer an den Wänden. Aber kein Jungmädel sieht dahin; denn mitten im Raum steht eine lange Röhre auf drei Beinen, und oben hat diese Röhre eine längere, silberne Kapsel. Am Boden entlang ziehen sich von der Röhre aus bis hinaus zu dem Wagen lange Schläuche.

Das da ist also das Mikrophon! Der Mann mit dem blauen Kittel hat gerade eben die Verbindung zu der einen Telephonleitung gelegt, die von Köln aus gesperrt ist. Auf der Leitung kann im Augenblick niemand telephonieren. Nur die Jungmädel sollen durch diese Leitung von ihrer Heimat erzählen, drüben nach Köln hin, ins Funkhaus . . .

Auf ihrem Heimnachmittag, den sie nach Köln hinübertragen sollen, wird nur münsterländisches Platt gesprochen . . . „Wiede Kämp un hauge Hiegen, Bieken blänkert dör dat Grön, Rausenrück, flügg mi entgiegen, Mönsterland war bieß du riek!"

Ein Jungmädel erzählt: „Oh, Regina, as ick nao in die 1=Klass' was, sind mine Fröndinnen Mia, Lene und ick met usse Puppenwagen, met Schuten un Stöcke nao dar Glockenlock be usse Dörpken laupen, un hept graben, als wat drin sat. Up eenmoal wast ganz hatt inne Eär. Wi laten all usse Spielwiäk stoan un vezellen to Mam und Papa, dat wi de Glock funden hän. De hept us bi den Glauben loaten. Nu wiet wi alles allängst von usse Lährin".

Nun erzählt ein Jungmädel, wie fest sie alle früher an die Sagen, die gerade im Münsterland so außerordentlich reich sind, geglaubt haben . . . Die Jungmädel mußten so sprechen, als wenn man einem etwas ins Ohr sagt. Das Mikrophon ist nämlich nur ein großes Ohr. — Zwischendurch ging der Mann aus Köln immer wieder hinaus zu dem anderen, der im Auto saß.

Das Auto war nun auch so eine Sache für sich. Ganz still hatten im Vorbeigehen ein paar Jungmädelaugen hineingesehen und einen großen Koffer mit Schrauben und Platten und Kopfhörern entdeckt. Jetzt stahlen sich immer wieder Jungmädel hinaus aus der Küche hin zum Auto. Da konnte man ganz deutlich das Sprechen und Singen der Kameradinnen hören. Das hörte man nun auch in Köln! Der Funk ist doch eine große Zaubergeschichte. Das dachten alle Jungmädel, die lauschend umherstanden.

Am anderen Tage saßen sie an den Lautsprechern und hörten ab, genau wie es um dieselbe Zeit viele andere Jungmädel im ganzen Land machten. Die Münsterländer freuten sich, daß sie mit Hilfe des Funks sich eine Verbindung zu all den anderen Jungmädeln geschaffen hatten! In Berlin und überall da draußen im weiten Land hörten sie ja ihre Lieder und ihre Sprache . . .

Ein Westfalenmädel.

Unsere Sendung wird!

Endlich dürfen wir in der Reihe der Reichssendungen „Wir grüßen aus deutschen Gauen" eine Pommersendung bringen. Ganz stolz sind wir und sitzen nun tagelang mit heißen Köpfen beisammen, überlegen, entwerfen unsere Pläne, wägen sie gegeneinander ab, greifen wieder neue auf, bis wir allmählich, ganz allmählich etwas Ordnung in die Fülle der Sagen und Märchen, der Lieder und des geschichtlichen Stoffes bringen und langsam an die gründliche Vorbereitung der einzelnen Abschnitte unserer Heimatsendung gehen können.

Aus jeder Ecke unseres Landes wollen wir etwas bringen. Wir wollen berichten von den Mönchguter Fischern im Südosten der Insel Rügen und von der Grenze und unseren Menschen in Ostpommern. Wir wollen die „11 Fischer zum Kampe", die an einem der einsamen pommerschen Strandseen dicht an der weiten Küste wohnen, von ihrem Haus und Hof erzählen lassen, und so sollen es auch die Bauern im Südzipfel des Landes vom Pyritzer Weizacker tun.

Ja, so wollen wir es machen: Vom Norden und Süden, vom Westen und Osten Pommerns zu allen im Reich sprechen und allen zeigen, daß in den vier Himmelsrichtungen unseres Landes die Pommern trotz aller Artverbundenheit so verschieden sind wie diese selbst.

Außerdem könnten wir noch erzählen von pommerschen Städten, von einem Gang durch Stralsund, das mit seinen alten, trotzig aufgereckten Türmen und Kirchen nach Rügen hinübergrüßt, von Greifswald, unserer schönen Universitätsstadt, von Stettin und der ostpommerschen Segelfliegerschule in Leba, — ach ja, und von Arndt und Nettelbeck, von Schleich und — — — aber das würde wirklich zu viel!

Wir selbst spüren so recht nachdrücklich, welche Kraft und welches Leben in Pommern wirken. Wir merken es bereits aus dem reichen Gut an Sagen, altem Brauchtum und Volkssitten, die uns zugetragen werden und spüren es noch viel stärker, als wir dann ins Land hinauskommen und selbst mit Bauern und Fischern, mit Landmädeln und Siedlern von der Ostgrenze sprechen. Denn das ist das Schönste für uns bei der Vorbereitung unserer ersten Reichssendung, daß wir hinausfahren weit über Land und uns erzählen lassen von alt und jung, was sie von der Geschichte und dem Leben ihres Dorfes und Hofes wissen. —

Als wir das erstemal zu so einem alten Fischer nach Mönchgut kamen, hatten wir das gefürchtete Mikrophon noch nicht bei uns. Der Mann erzählte uns unbefangen stundenlang aus seiner Jugend, von Hochtidsbidern und Hochzeiten, bei welchen er getanzt hat, — Hochzeiten, an denen ein paar hundert Menschen teilnahmen, und die nicht nur einen Tag dauerten, — — — von Paten und ihren Geschenken, von bösen Geistern und Hexen auf Rügen und von dem lütten Puck, dem guten Hausgeist der Mönchguter.

Natürlich bekam er zuerst einen Schreck, als wir ihn dann baten, das alles noch einmal zu erzählen, wenn wir nach einiger Zeit mit unserem Mikrophon wiederkommen würden. Aber gleich war auch wieder das gute, fröhliche Lachen im Gesicht des alten Mannes, und er schmunzelte nur: Wir sollten ihn rechtzeitig benachrichtigen, damit er sich gut vorbereiten könne. —
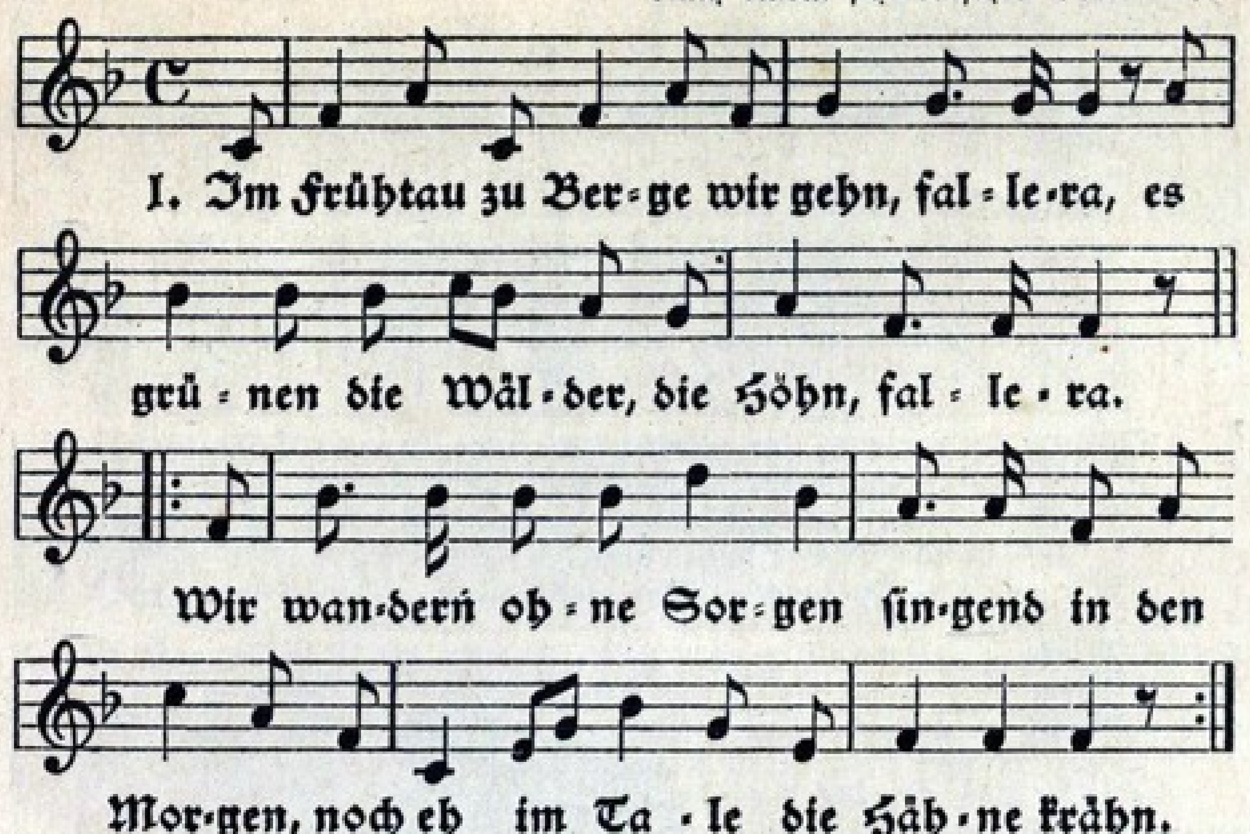
Aehnlich ging es uns bei einer Weizackerbäuerin, die wir in einem kleinen Angerdorf des Weizackers aufsuchten. Auch sie war erst ganz zurückhaltend, fast scheu, als sie hörte, daß wir „vom Rundfunk" sind. Aber dann machte es ihr doch große Freude, uns „junge Dierns", wie sie sagte, ihre leuchtend bunten Röcke, Bänder und Hauben zu zeigen und sogar anzupassen. Natürlich machte uns das Begucken und Anhalten all der Pracht außerordentlich viel Spaß, und die alte Frau wußte uns so lebhaft und herzlich von ihrer Welt zu sprechen, daß wir in der kurzen Zeit bei ihr ganz darin lebten.

Das Mikrophon war beinahe vergessen; und viel später erst, als wir schon wieder Stettin entgegenrollten und jeder lange für sich mit seinen Gedanken bei allem Erlebten war, kam die Freude, daß wir all das nun weitertragen würden an unsere Kameradinnen und Kameraden im Reich, und daß sie alle dann auch etwas von der Liebe zu unserem Land spüren und ein Stück Pommern kennenlernen werden.

Ein Pommernmädel.

Im Frühtau zu Berge

Nach einem schwedischen Volkslied.



2. Ihr alten und hochweisen Leut, ihr denkt wohl, wir sind nicht gescheit, fallera? Wer sollte aber singen, wenn wir schon Grillen fingen in dieser herrlichen Frühlingszeit!

3. Werft ab alle Sorgen und Qual fallera, und wandert mit uns aus dem Tal, fallera! Wir sind hinaus gegangen, den Sonnenschein zu fangen. Kommt mit, versucht es auch selbst einmal!

Bastsandalen für Fahrt und Lager

Wenn wir auf Fahrt einen anstrengenden Tagesmarsch hinter uns haben, dann sind wir meist froh, die Wanderstiefel, die unseren Fuß über Tag draußen so gut schützen und nun gegen Abend plötzlich so schwer sind, mit einer leichten Fußbekleidung vertauschen zu können. Wir wollen nun heute selbst ein paar Bastsandalen, die man obendrein auch als Gymnastik- und Badeschuhe gebrauchen kann, herstellen.

Als **Material** nehmen wir etwa 250 Gramm gewöhnlichen Gärtnerbast, den wir zu einem dicken Zopf flechten, damit die Fäden sich nicht verwirren können. Bastsandalen, wie wir sie uns machen wollen, werdet ihr nirgends kaufen können; denn sie sind eine **Handarbeit**, deren Herstellung so zeitraubend ist, daß einem Handwerker daraus kein Verdienst erwachsen würde. Für euch aber ist diese Arbeit eine Uebung in Ausdauer und Geschicklichkeit, und vor allem, ihr könnt euch damit einen dauerhaften Gebrauchsgegenstand herstellen. So vergeudet ihr eure Zeit und Arbeit nicht für eine Spielerei.

Wir beginnen die Arbeit mit dem **Flechten eines Zopfes**. 12 dicke Bastfäden werden zusammengebündelt und mit einem Bindfaden an einer Türklinke festgebunden. Die 12 Fäden werden in drei Strähnen zu je 4 Fäden geteilt, und damit flechtet ihr nun einen 10—12 Meter langen Zopf. Wenn ein Faden zu Ende ist, wird ein neuer eingelegt, und ein Stückchen mit dem alten zusammengeflochten. Die herausstehenden Enden werden nachher sauber abgeschnitten. Die 10—12 Meter Bastzopf reichen für eine Sandale; ihr müßt also für die zweite gleich einen zweiten Zopf flechten. Es ist besser, beide Sandalen gleichzeitig zu arbeiten, weil sie dann gleichmäßiger werden. Das Flechten ist gar nicht so langweilig, wie ihr vielleicht denkt, wenn ihr dabei singt, oder abwechselnd Geschichten erzählt.

Wenn die Zöpfe fertig sind, werden die **Sohlenschnittmuster** gemacht. Ihr nehmt ein Blatt Papier, zieht einen Schuh aus und stellt euren Fuß auf das Papier. Nun zieht ihr mit einem senkrecht aufgestellten Bleistift den Umriß eures Fußes nach. Jetzt habt ihr also den Umriß einer linken oder rechten Sohle. Damit wir die Sohlen recht gleichmäßig nähen können, müßt ihr das Schnittmuster gerade ausgleichen, so wie die Sohlen von Hausschuhen sind, die ja auch für linke und rechte Füße passen.

Nun fangen wir mit dem **Nähen der Sohlen** an. Ihr meßt zuerst die Sohlenlänge. Ist sie z. B. 25 Zentimeter lang, so meßt ihr vom Zopf, dessen Anfang ihr mit einem Bastfaden fein säuberlich zubinden müßt, 20 Zentimeter ab, also immer fünf Zentimeter weniger, als die Sohlenlänge ausmacht. An dieser Stelle knickt ihr den Zopf um und führt ihn neben dem abgemessenen Ende von 20 Zentimeter zurück und näht mit

starkem Leinenzwirn durch beide Zöpfe. Seid ihr wieder am Anfang angekommen, so legt ihr das freie Zopfende rund um den Anfang und näht auf der anderen Seite zurück und so immer rund herum.

Das ganze sieht aus wie eine langgezogene Schnecke. Ihr müßt darauf achten, daß der Zopf zur Lauffläche hochkant steht, daß die Sohle also so dick wird, wie der Zopf breit ist. Ihr könnt natürlich nicht immer quer durch die ganze Sohle stechen, sondern müßt jedesmal den Zopf nur an zwei vorhergehenden Zöpfen festnähen. Wenn ihr ein Stückchen genäht habt, so fangt gleich die zweite Sohle an, damit beide gleichmäßig werden.

Sobald ihr den Zopf etwa 10- bis 12mal herumgenäht habt, müßt ihr den vorderen Teil der Sohle verbreitern. Das geschieht, indem ihr den Zopf um das vordere Drittel der Sohle einmal besonders hin und zurück führt und dann einfach glatt arbeitet, bis die Sohle groß genug ist. Sie muß um eine Zopfreihe breiter sein als das Schnittmuster.

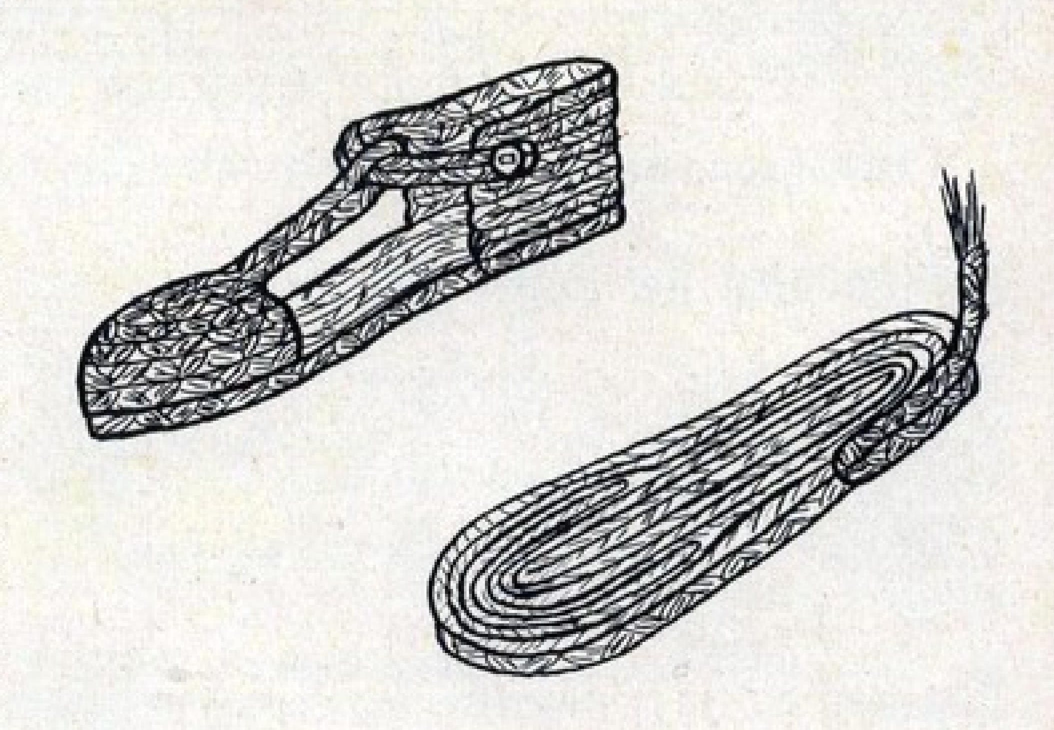
Nun beginnen wir gleich mit dem Nähen der hinteren Kappe. Schneidet also den Zopf nicht ab, sondern hört bei beiden Sohlen so auf, daß der freie Zopf innen an der Stelle hängenbleibt, wo bei einer seitlich offenen Sandale die hintere Kappe ansetzt.

Sämtliche Oberteile der Sandale werden aus flach nebeneinander gelegten Zöpfen genäht, damit sie weicher sind, als die Sohlen. Ihr biegt also den frei hängenden Zopf nach oben und führt ihn rund um das Fersenteil der Sohle und zwar näht ihr ihn hochstehend mit überwendlichen Stichen mit seiner Schmalkante auf der Sohle fest. Ist er einmal um die Ferse herumgeführt, so wird er rund nach oben gebogen und zurückgeführt. So wird immer hin und her genäht, bis die Kappe hoch genug ist.

Ihr müßt bei beiden Sandalen auf der Innenseite der Kappe aufhören; denn nun bilden wir aus dem freihängenden Zopf gleich die „Verschlußspange: Setzt euren Fuß in die Sandale und legt den Zopf wie eine Schuhspange darüber, bildet eine Oese als Knopfloch und näht den Zopf an der Spange zurück. So wird die Spange aus einem doppelt aneinandergelegten Bastzopf gemacht, damit sie gut hält. Nun erst könnt ihr den Zopf abschneiden — aber nur nicht zu knapp! Das Ende wird breit verteilt und flach auf der Innenseite der Kappe festgenäht, damit es nicht drückt. Die Spange wird über einen Holzknopf geschlossen.

Nun kommt das Schwierigste — das Vorderteil! Wenn ihr wollt, könnt ihr einfach zwei nebeneinandergenähte Zöpfe kreuzweise über dem Fuß ausprobieren und festnähen, so habt ihr eine ganz offene Sandale. Wer ein geschlossenes Vorderteil haben will, arbeitet folgendermaßen: Der Anfang des abgeschnittenen Zopfes wird umgebogen und festgenäht, damit er nicht drückt. Dann wird genau wie bei dem Fersenteil der Zopf hochstehend mit seiner Schmalkante auf der Sohle festgenäht, und zwar fangen wir so an, daß Ballen und kleine Zehe von der Kappe bedeckt werden.

Nun müßt ihr fortwährend ausprobieren. Wenn ihr den Zopf 2- oder 3mal herumgeführt habt, so daß es die Höhe des Fußes ausmacht, müßt ihr den Zopf beim Herumnähen einhalten und stramm anziehen, damit sich das Blatt flach über dem Fuß rundet. Das muß jeder an seinem Fuß ausprobieren.



In dem sich immer mehr abschließenden Blatt wird nun der Zopf solange herumgeführt, bis es die passende Weite hat, und nur noch das Zopfende vorn über dem Fuß liegt. Daraus bilden wir einen Steg, der um die Spange greift, und dessen zurückgeführtes Ende flach unter dem Blatt festgenäht wird.

Nun sind die Sandalen fertig; und ihr werdet staunen, wenn ihr sie erst einmal getragen habt, wie gut sich darin laufen läßt. Also, jetzt ans Werk!

Ein Berliner Mädel.

Herausgeber: Bund Deutscher Mädel in der HJ., Berlin; Hauptschriftleiter: Hilde Munske, Berlin. Verantwortlich für die verlagstechnischen Arbeiten: Alfred Wiese, Hannover; für den Anzeigenteil: Karl-Heinz Möhle, Hannover. — Verlag und Druck: Niedersächsischer Beobachter, Verlags-Gesellschaft m. b. H., Hannover.

DA. II. Quartal 1935: 106 737: davon Obergau 15 (Mittelland) 4683, Obergau 16 (Sachsen) 12 799, Obergau 23 (Mittelelbe) 7417 — Exemplare, Obergau 7 (Nordsee) — 5500, — Obergau 8 (Niedersachsen) — 7018, — Obergau — 14 — (Kurhessen) — 4388, Obergau 18 (Franken) 4000 Exemplare.

Das „Deutsche Mädel" erscheint einmal monatlich. Bezugspreis 20 Pfennig je Ausgabe. Anzeigenpreise u. Rabatte lt. Tarif. Zur Zeit gültig Preisliste Nr. 2.



Musik für BDM.

von **Hess**

Klingenthal 15

Blockflöten 2.40, 3.20 M. usw.

Mundharmonik. mit Segeltuchtasche 1 M. usw.



Geigen v. 4 M. an

Mandolinen von 5.50 M. an

Gitarren von 9 M. an

Lauten von 11 M. an

Zithern von 7 M. an

Saiten, Bestandteile, Reparaturen billigst.

Ziehharmonikas von 4 M. an

Großer Katalog gratis! 20 000 Dankschreiben.

Versand direkt ab Fabrik.

Alle Musik von

Hess

Klingenthal 15

Bettgarnitur

3 TEILIG

(1 Bezug 130x200 cm weiß Linon 1 Kissen glatt 1 Kissen mit Stickerei) Gute Aussteuerware!

AB FABRIK

nur RM 5.80

Verlangen Sie sof. Preisliste m. über 300 außerordentl. Spargelegenheit. in Wäsche u. Webwaren

GRATIS!

Wäschefabrik Fix & Co.

FÜRTH i. BAY. 2

Einen

Fotoapparat für nur 1.50

und 1 Rollfilm mit 8 Aufnahmen 0.50

Gar. tadellose Bilder! Vers. gegen Nachnahme portofrei Mk. 2.50 durch

Gofferje,

Dresden-A. 16

Zöllnerplatz 2.

Unterricht und Ausbildung

Evangelischer Diakonieverein

26 000 Schwestern. 270 Arbeitsfelder in ganz Deutschland. **Ausbildung** für evangelische junge Mädchen von 18—30 J. in **Krankenpflege, Säuglings- und Kleinkinderpflege,** Wirtschaft und Anstaltserziehung. Unentgeltliche Ausbildung. Keine Verpflichtung für die Zukunft. **Ausbildungsdauer:** Bei mittlerer Reife und gründl. hauswirtschaftl. Kenntnissen 2jährige Ausbildung im Diakonieseminar. Die hauswirtschaftl. Kenntnisse können auch in einer unserer Vorschulen (Berlin-Zehlendorf, Stettin oder Sahlenburg) angeeignet werden. Bei Volksschulabschluß: 1jährige schulwissenschaftl. u. hauswirtschaftl. Ausbildung und 2jährige Ausbildung im Diakonieseminar. Auskunft und ausführlicher Prospekt: **Ev. Diakonieverein, Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße** 8.

Erziehung zur deutschen Hausfrau und Mutter

in den allbekannten Töchterheimen und Heimfrauenschulen der Mathilde-Zimmer-Stiftung.
Lebensschulung und allgemeine Grundlage für die eigentlichen Frauenberufe. Vorkriegspreise. Frauenoberschule und Sonderkurse für Abiturientinnen. — Bisher über 12 000 Schülerinnen.
Nähere Auskunft durch die Leitung: Berlin-Zehlendorf, Königstraße 19

Sie geben Ihrer Tochter ein Vermögen mit,

wenn Sie dieselbe zur tücht., prakt. Hausfrau in der seit 30 Jahren bestehend. Haushaltungsschule, München, Altes Rathaus, Burgstr. 16, ausbilden lassen. Kursdauer fünf Monate. Internat. Externat. Beginn nächster Kurs: **2. September 1935.** Gründl. praktische Ausbildung gewährleistet, da nur wenige Schülerinnen aufgenommen werden. Ermäßigte Preise, monatl. Zahlung. Satzungen und Auskünfte kostenlos durch die **Leitung der Haushaltungsschule, München, Burgstraße 16.** Vorsitzender: Oberbürgermeister Karl Fiehler.

Senden Sie uns **bitte rechtzeitig** Ihre Anzeigen-Manuskripte da wir am **15. jeden Monats** die Annahme abschließen müssen.

Clementinenhaus, Mutterhaus vom Roten Kreuz, Hannover, nimmt jederzeit evangel. junge Mädchen im Alter von 19 bis 30 Jahren mit guter Schulbildung als

Lernschwestern

auf. Arbeitsgebiete: Krankenhaus, Gemeinden innerhalb der Provinz. Versorgung im Alter in eigenem Altersheim. Anfragen mit ausführlichem Lebenslauf, Bild und Schulzeugnissen an die Oberin.

Das **Elisabeth-Haus, Deutsches Rotes Kreuz, Bremen,** Bentheimstr. 18, stellt **Krankenpflege-Schülerinnen** ein. Bedingung: Gute Schulbildung, schwesterliche Gesinnung. Alter: 20—30 Jahre. Bewerbungen mit Bild, ausführlichem Lebenslauf und Rückporto.

Gymnastik-Lehrerin

der ideale Frauenberuf! Ausbildung und Prospekt durch „Oberte"-Schule für Bewegungskunst, Marburg/Lahn 40

Zur Ausbildung von Schwestern für die staatlichen Kliniken u. Landesanstalten werden am 1. Jan. u. 1. Juli geeignete junge Mädchen als

Lernschwestern

angenommen. Bedingung: nationalsozialistische Gesinnung der Bewerberinnen und ihrer Familie, tadelloser Ruf, volle Gesundheit, gute Schulzeugnisse, Alter nicht unter 19 Jahren. Ausbildung kostenlos, Taschengeld wird gewährt. Anfragen und Meldungen an die **Staatl. Schwesternschule, Arnsdorf, Sachsen (bei Dresden).**

Die staatlich anerkannte Säuglingspflegeschule der Kinderklinik d. Städt. Krankenanstalt in Bremen, leitender Arzt Prof. Dr. Becker, sucht für d. 2. Lehrjahr z. 1. 10. 1935

Säuglingsschwestern-Schülerinnen

die das Säuglingspflegerinnenexamen abgelegt haben. Auskunft:

Oberschwester Barbara Rassow, Städt. Kinderklinik, Bremen, Friedrich-Karl-Straße.

Hessischer Diakonieverein E.V. Darmstadt, Freiligrathstr. 8. Unentgeltl. Ausbildung in der **Krankenpflege,** Sicherstellung u. Versorgung der Schwestern: st. a. Krankenpflegeschulen: Hanau a. M., Nordhausen a. H. Gemeindekrankenpflegestationen. Städt. Krankenhaus Vilbel; Orthop. Universitätsklinik Gießen, Entbindungsheim Worms a. Rhein. St. a. **Frauenschule für Volkspflege** u. evgl. Gemeindehilfe in **Darmstadt. Haushaltungsschule** in Darmstadt.

Mädel,

sieh Dir den Anzeigenteil Deiner Zeitschrift an, und mache auch Deine Angehörigen und Bekannten darauf aufmerksam!



Der Stoff für dieses reizende Kleid nur RM 2.-

Sommer-Kleiderstoff

Waschmusslin, indanthren, im Gebrauch bestens bewährt, schön gemustert, in blau, braun und grün lieferbar, sehr günstiger Preis, per Meter 48 Pf., oder 4,20 m zusammen nur RM 2.-

Garantie: Umtausch oder Geld zurück.

Bestellen Sie noch heute oder verlangen Sie sofort unsere reichhaltige Preisliste mit den vielen günstigen Angeboten **kostenlos.** Es lohnt sich.

Textil-Manufaktur Haagen

Wilhelm Schöpflin

Haagen 216 Baden



Wir wandern

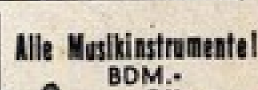
mit einem lieben Kameraden, der klangschönen und tonreichen **Hohner-Mundharmonika.** Sie kostet wenig, kann bequem in der Tasche verstaut werden u. bereitet immer Freude.

Matth. Hohner

A. G.

Trossingen (Württ.)

Kurzgefaßter Leitfaden zum Erlernen des Mundharmonikaspiels unter Berufung auf diese Zeitschrift kostenfrei.



Alle Musikinstrumente!

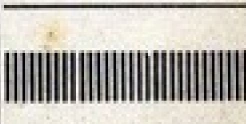
BDM.-Gitarren, Lauten, Blockflöten usw. handgearbeitet. Hauptkatalog 40 gratis! Ratenzahlg.

Max & Ernst Fischer

Werkstätte Markneukirchen

Gegr. 1895

Kaufe nur beim deutschen Geschäftsmann!



Mädel!

Werbt für Eure Zeitschrift!

Auch Nichtmitglieder des BDM. können „Das Deutsche Mädel" bestellen. Jedes Postamt nimmt Bestellungen entgegen.



In verschiedenen Photo-Wettbewerben für Kinder. Jedem Jungen und Mädel die richtige Kamera zum Drauflosknipsen schon von RM. 8.– ab von Photo-Porst. Auch Erwachsene u. Könner finden reiche Auswahl im über 300 Seiten starken „Photo-Helfer" S 84, den Sie ganz umsonst erhalten. Zeitschrift „Nürnberger Photo-Trichter" kostenlos.

Der Photo-Porst

Nürnberg-A., NO 84

Der Welt größtes Photo-Spezialhaus